Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 2 (1916)

Anhang: Mittelschule : philologische-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Philologisch-historische Ausgabe

Beilage zur „Schweizer-Schule"

1916
II. Jahrgang

Einsiedeln
Eberle & Rickenbach
1916

Inhaltsverzeichnis.*)

Seite

Das hohe Lob des heiligen Gallus. Von Prof. Jos. Paffrath . . . 1
Zum Lese-Unterricht. Von Dr. P. Veit Gadient 6, 25
Wortschatzbildung. Von Dr. Ed. Heller, Zürich 10
William Shakespeare. Zur 300-jährigen Wiederkehr seines Todestages, am 23. April 1916. Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Sarnen . . 17, 40, 58
Die Wichtigkeit von Debattierübungen. B. E. 27
Eine Cervantes-Stunde. Von P. Maurus Carnot O. S. B., Disentis . . 33
Die Bedeutung der Antike für den staatsbürgerlichen Unterricht und die internationalen Beziehungen der Schweiz. Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B. 49, 70, 90
Troia-Mykenä-Kreta. Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Einsiedeln 65, 84, 122, 142
Ein kleiner Beitrag zum Lese-Unterricht in der Sekundarschule. Von Xaver Peter, Sekundarlehrer, Engelberg 76
Shakespeares Macbeth. Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Sarnen . . 81
Die Gebärden beim Vortrag. Von Dr. Jos. Scheuber 113
Die Litauer. Von Dr. P. Leodegar Hunkeler O. S. B., Engelberg . . . 129

Zunftstube: Zu unserm Lesebuch S. 13 — Der Urner Freiheitsbrief von 1231 31 — Übungsbücher und Präparationen? 31 — Schulbücher des 17. Jahrhunderts 48 — Ein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte 62 — Abbildungen der Ordenstrachten 62 — Der Bildungswert des Grammophon 79.

Bücherecke 15, 32, 63, 79, 96, 126

*) Infolge eines Versehens fielen bei der Seitenbezeichnung die Zahlen 97—112 aus.

2. Jahrgang. Nr. 1. 3. Feb. 1916

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Das hohe Lob des hieligen Gallus. — Zum Leseunterricht. — Wortschatzbildung. — Zunftstube. — Bücherecke.

Das hohe Lob des heiligen Gallus.

Von Prof. Jos. Paffrath.

Eine Pergamenthandschrift des 9.—10. Jahrhunderts, die zu den Schätzen der wertreichen St. Galler Stiftsbibliothek rechnet, enthält in einem sehr kunstvollen Gedichte (Akrostich) das Lob des hl. Gallus. Liest man die beiden durch rote Buchstaben (fette Lettern) hervorgehobenen Diagonalzeilen und die kürzern, in gleichen Abständen gestellten, Parallelen, so erschließt sich Zweck und Inhalt des ganzen Gedichtes nochmals in neuer Kunstform. Der Dichter ruft den Schutz des mächtigen Patrons herab auf die unter dessen Regel lebenden Diener und auf sich selbst, der sein Lied dem freundlichen Heiligen darreicht:

Galle tuos famulos magna pietate reserva, 35
Qui retines regnum, da nos captare polorum. 35
Accipe mitis carmina vatis, (vers. adon.) 23
Mente serena; 11
Huncque iuvato munere noto 23
O bone rector! 11

Gallus erhalte Deine Diener durch (Deine) große Gütigkeit,
Der Du das (Himmel-)Reich schon besitzest, verleih' uns, daß wir dasselbe erlangen.

Nimm milde an die Lieder des Dichters,
Freundlichen Sinnes;
Und diesem hilf mit (Deiner wohl-)bekannten Freigebigkeit,
Du gütiger Leiter!

Das 35 Zeilen (Hexameter) umfassende Loblied bedurfte einer starken Umstellung der Worte um obige Schlußbitte in die beiden Diagonalzeilen und die adonischen Verse der Widmung glatt in die kürzern Schrägzeilen einzustellen. Eine vorgängige Umschreibung in Prosastellung mit gegenüber gestellter Übersetzung wird die Einsichtnahme erleichtern:

Galle, dei cultor! Circuiens (si quis circuit) carmina nomine (tuo) suavi insignia potis est captare *grates ac volum serenum.* Nam *lux lucens* isti arvo data, te (isti arvo) decus intulit, portans gaudia nobis. (Tu) florea spes pacis, huc vota salutis defers. (Tu) qui veluti animo, *nomine pro Seth,* sedes patriæ et honores sanæ laudis *hic* liquisti, tu in omni parte polorum piis decus fulges; nunc regno tutus *fovendo terras miserare.* Jam *celsus*, aptare in terra festis coactis ac da (nos) requiem scandere cœli, quali in supremo (tali-in quali) templo tu floreus terrea pacta carpis:

1. *Abba carissime,* de occasu orbis pergens placitureque eoo, fulges in silvicola turba, qui catus flore niveo flumine noto lues fraude plenas pellis ac *fontes gaudia ponis.*

2. Dein terras famine (tuo) peste vacuas emundans omnia re pariter pacasti ad te, *bone rector*, atque creatori *das catervam flore dignam.*

3. Primum hanc *cellam* noto numine tactam *totis iam votis cumulabas*, fretus ab altis; dein, non passe natos novellos mole perire rem iam dignam *bene rexisti, maxime doctor!*

4. Hinc denique festis rectis *acciti erimus* atque mens beatorum deorum acta parturit, cum votis nostris intersit gratia fontis, quo tantæ turbæ honori regni mittuntur atque in sorte nitenti bono cæli gaudent.

O pastor ac pater noster, nunc in æthere *vim toto mundo miseratus,* da, qua luce perenni fulgeat et speret ex visibus agni defendi, ac *tutor* primum miserare *vigetes fideles,* qui temet comunt et *in arte suprema norunt.* — — Tu, in æterno arvo dicta mea legens promis, *da, quæso*, *veniam* scelerato a peste suprema.

Gallus, Diener Gottes! Wer (immer) die durch (Deinen) lieblichen Namen ausgezeichneten Gesänge durchliest, der vermag (auch) Dank zu gewinnen und frohe Hoffnung. Hat doch das dieser Erdscholle geschenkte leuchtende Licht (Christus oder das Christentum) Dich als Zierde hergeführt, uns Freuden bringend. Du, blühende Hoffnung des Friedens, bringst erwünschtes Heil hierher. Du, der — sozusagen — mit dem Herzen ein zweiter Seth, hast verlassen den heimatlichen Sitz und hier gelassen die Ehren wahren Ruhmes. Du erstrahlest allüberall den Frommen als (schöne) Zierde; jetzt, des (Himmel-) Reiches gewiß, erbarme Dich gnädig der Erdenländer. So erhöht nun, befähige auf Erden zu festlichen Versammlungen und gib uns zur himmlischen Ruhe aufzusteigen in solch hohem Heiligtume, in welchem Du blütenreich die auf Erden gehegten Verheißungen genießest:

1. Teuerster Vater (Abt), vom Westen des Erdkreises ausgehend und gesetzt wohlgefällig zu werden dem Osten, Du erglänzest inmitten der waldbewohnenden Schar. Du, der hellsichtbar wie Blütenschnee, verscheuchst mit (wohl-) bekannten (Tauf-) Bronnen die trugvolle (Heiden-) Pest und machst Quellen (Steinach?) zu Stätten der Freuden.

2. Sodann, die durch Dein (Predigt-) Wort vom Verderben befreiten Gegenden läuternd, hast Du alles wirklich gleichmäßig zum Frieden hingeführt, zu Dir, o guter Hirt! Und so schenkst Du dem Schöpfer eine des Blütenreises würdige Schar.

3. Zuerst füllte st Du auf diese (unsere), unter (sicher) erkannter Obsorge entstandene, Zelle mit vollem Ertrage, unterstützt von Oben. Dann, nicht duldend, daß die neuen Söhne unter der (Aufgabe-) Last zu Grunde gehen, lenktest Du gut die bereits würdige Einrichtung, großer Lehrer!

4. Daher werden endlich wir berufen sein zu wirklichen Festen. Und der Geist der seligen Himmlischen bringt hervor Werke, indem unserm Streben die Gnade (n-Wirkung) des Taufquelles beisteht, durch den solche Scharen zur Herrlichkeit des (Himmel-) Reiches entsendet werden und in glänzendem Lose sich des himmlischen Gutes erfreuen.

Du, unser Hort und Vater, der sich im Himmel der (Volkes-) Menge auf dem ganzen Weltrund erbarmet, gib das ewige Licht, durch das sie erstrahle und vom Anblicke des (Opfer-) Lammes aus beschützt zu werden hoffe. Und als Beschützer erbarme Dich vor allem der nachwachsenden Gläubigen, die Dich feiern und in (Deiner) erhabenen (Erzieher-) Tätigkeit kennen. — — Nimmst Du, wenn Du im ewigen Gefilde meine Worte liesest, sie an, so erwirb dem Sünder, ich bitte (sehr), Verschonung vom ewigen Verderben.

Wenn der gewandte Künstler einige ungewohnte Konstruktionen benutzt und einige Begriffe wiederholt (**noto flumine, munere noto**), so kann man das nicht übersehen, wird aber die ungewöhnlich großen Schwierigkeiten würdigen, die der Sänger in der freigewählten Kunstform sich geschaffen hat. — Die gebotene Gliederung der Texte dürfte talentvolle Mittelschüler anregen, eine des kunstreichen Gedichtes würdigere Übersetzung zu versuchen, vielleicht gar in metrischer Form. Oben ist ein erster Schritt zur deutschen Wiedergabe getan.

Im Aufbau des Gesanges scheint ein bestimmter Plan vorzuleuchten: Dank und sichere Hoffnungen sprechen alle Gedichte, die den Abt und sein heiliges Werk loben. Als nämlich das „Licht der Welt" diesem Erdenwinkel aufgegangen, da brachte es St. Gallus als strahlende Zierde, einen Stifter des Friedens und Träger des Heiles. Wie Seth (Satz oder Setzling), an Abels Stelle getreten, der Stammvater der „Söhne Gottes" geworden, so hat St. Gallus, nachdem er die Heimat verlassen, hier wahren Ruhm und Ehre, seine Söhne, belassen. Darum erstrahlt er als himmlische Zier allen Guten; wird in kirchlichen Festen gefeiert; erweist sich als mächtiger Patron. — Das zergliedert der Dichter in vier Lobsprüchen:

1. Ein treuer Vater kommt von Westen und bringt, mit seiner Schar im Walde, dem Osten Gnade, Glaube und Taufe.

2. Der gute Hirt predigt und schafft den wahren Frieden.

3. Als Lehrer erzieht er bei seiner Zelle geistige Söhne.

4. Als Schutzpatron führt er und seine selige Familie neue Scharen himmelan.

Schließlich betet der Dichter zum Vater und Hort des christlichen Volkes und erfleht die Fürsorge für die kommenden Gläubigen.

Was so in 35 Hexameter planvoll aufgebaut, sprechen kurz die Diagonal- und adonischen Schrägzeilen: Deine Güte erhalte die Diener, Deine himmlische Macht führe sie aufwärts; helfe freigebig dem Sänger. — Von den großen Schwierigkeiten durch Umstellungen und Konstruktionswechsel den gewünschten Schrägtext zu gewinnen, möge später, unter Vorlage anderer St. Galler Akrostiche, etwas gesagt werden. —

Mit prächtigen Beispielen aus der Kunst der Buchstabenumstellung (Anagrammatismus) hat Heis (Alg. § 90) die Mittelschüler befreundet. Zur Erinnerung seien genannt die Permutationen von **Revolution française: Veto! un Corse la finira** und **La France veut son roi.** Aus **Frère Jaques Clement** (Mörder Heinrich IV.) wurde gebildet **C'est l'enfer qui m'a créé.** Viel gelobt wurde die Kunst des Direktors Joblonsky zu Lissa. Bei einem Schulakte ließ er durch 13 Schüler zu Ehren des heimgekehrten Stanislaus, des Stammerben vom Hause Lescinski, ein Ballet aufführen. Nach jedem Tanze stellten sich die 13 jungen Helden in Reihe und die 13 goldenen Buchstaben ihrer Schilde, **Domus Lescinia**, ließen nacheinander lesen:

Ades incolumis, Omnis es lucida, Omne sis lucida,
Mane sidus loci, Sis columna Dei, J, scande Solium!
(Stanislaus wurde König.)

Der Anagrammatismus ist eine frühe morgenländische Kunst. Eine neue Blüte des An. brachte das 16. u. 17. Jahrh. Anagrammatische und andere liter. Kuriositäten sind gesammelt von: Wheatley, On anagrams, London 1862; Dobson, Literary frivolit., London 1870; Lalanne, Curiosit. Litt. Paris 1857.

CARMEN.

1 7 13 23 29 35

1 **G**rates **a**c votu**m** potis est c**a**ptare **s**erenu**m** 1
c**a**rmina **c** i r c u i **e** n s insig**n**ia nomi**n**e suav**i**,
ga**l**le, dei **c**ultor, **n**am te d**e**cus i**n**tulit ar**v**o
lux **l**ucens **i**sti data-por**t**ans **g**audia **n**obis.
flor**e**a spes **p**acis d **e** f **e** r s-huc **v**ota sal**u**tis,
qui pa**t**riae **s**edes et **s**anae **l**audis h**o**nores
7 **h**ic vel**u**ti anim**o** liquisti **n**omine **p**ro Set**h**, 7
t**u** decus **o**mni pi**i**s fulges **i**n part**e** polor**u**m,
n**u**nc tutu**s** regno **t** e r r a s **m** i s e r a **r** e coa**c**tis
iam **c**elsus **f**estis **i** n t e r r a apt**a**re fov**e**ndo,
ac re**q**uiem **c**aeli da **s** c **a** n d e r e **t**errea **q** u a l i
f l o r e **u**s in templo tu **c** a r p i s **p**acta s**u** p e r n o.
13 **o**rbis d**e** occas**u** p e r g e n s **p** l a c i t u r **e** q u e eo**o**. 13
a**b**ba, in s**i** l v i c o **l** a fulges **c** a r i s s **i** m e turb**a**,
fl**o**re cat**u**s niveo p e l l i **s** qui fl**u**mine n **o** t o
ple**n**as fra**u**de lue**s** ac p**o**nis ga**u**dia fo**n**tes.
pes**t**e dein **v**acuas e**m** u **n** dans famine t **e** r r a s
omnia **r**e pari**t** e r pac**A**sti ad **t**e bone **r** e c t o r
atqu**e** creat**o**ri das **d**ignam fl**o**re cat**e**rvam.
han**c** primu**m** cell**a**m sub **n**oto numine fa**c**tam
t**o**tis iam **v** o t i s c**u** m u l a b **a** s fret**u**s ab alt**i**s,
m**o**le dei**n** natos **n**on passe **p** e r i r e **n** o v e l l o s
23 **r**em ben**e** iam d**i** g n a m r e x i s t **i**, maxim**e** doct**o**r. 23
hinc **e**rimus **f**estis a**c**citi d**e** n i q u e **r** e c t i s
atqu**e** beat**o**rum mens p **a** r t u r i **t** acta d**e**orum
cum **n** o s t r i **s** votis **i** n t **e** r s i t gra**t**ia f o **n** t i s
qu**o** turba**e** regni **t**antae **m** i t t u n **t** u r h o n **o** r i
a**t** q u e bo**n**o c a e l **i** gaudent **i**n sort**e** n i t e n **t** i.
29 **o** nunc v**i**m toto **m** i s e r a t u s **i**n aethere mundo 29
da pas**t** o r pat**e**r ac nos**t**er, qu**a** luce p **e** r e n n i
f u l g **e** at et **s**peret **d**efendi ex **v** i s i b u **s** agni
ac-p**r** i m u m v**i** g e t e s **t**utor m i s e r **a** r e fid**e** l e s,
qu**i** t e m e t **c**omunt **n**orunt **e**t in ar**t**e s u p e r n a
t**u** mea di**c**ta l e g **e** n s aeter**n**o promi**s** in ar**v**o.
35 **q**ueso **d**a v e n i a **m** scelerato **a** peste **s** u p r e m **a**. 35
1 7 13 23 29 35

Zum Leseunterricht.

Von Dr. P. Veit Gadient.

Die nachstehenden paar Vorbereitungen zum Leseunterricht sind für die I. Klasse Gymnasium berechnet und schließen sich an das von mir mit Moser und Banz herausgegebene Lesebuch an (Bd. I, S. 269—288). Da ich bis jetzt immer veranlaßt war, mit dem Leseunterricht im Herbst den Anfang zu machen, lasse ich hier einige Erläuterungen zu den für die 1. Stufe aus der Einheit „Herbst" ausgewählten Stücken folgen:

Der erste Acker im Walde. (1 Stunde.)

Wir beginnen heute eine Erzählung, eine schöne Erzählung aus den Bündner Bergen.

1. Einführung in die Erzählung „Sigisbert im rätischen Tale".

a) Sigisbert der Glaubensbote. Wo ungefähr liegt das Kloster Disentis? — Hat einer eine Ahnung, wie alt dieses Kloster etwa sein mag? — Voriges Jahr, 1914, waren es 1300 Jahre seit der Gründung des Klosters. Tafel: 614—1914. Es war also im Jahre 614, sagen wir am Anfang des 7. Jahrhunderts. Da kamen irische Glaubensboten in die Schweiz. Sie kamen von Irland her. Das ist eine große Insel, droben im Norden von Europa, westlich von England, links droben auf der Karte von Europa. Von dort her kamen Missionäre in unser Vaterland. Wer kennt einige dieser Glaubensboten? Gallus (St. Gallen), Kolumban, Sigisbert. Was wissen wir nun von Sigisbert? Er war ein Glaubensbote. — Er kam von Irland. — Er hat das Kloster Disentis gegründet.

b) Der Missionär. Gibt es heute noch Missionäre? Wo denn? Denkt euch, wir wollten einmal ausziehen in die Missionen. Wir kämen in ein wildes Land. — Was wollten wir da anfangen? Eine Hütte bauen, reuten, pflanzen, jagen, fischen. — Das gäbe eine schöne Geschichte zum Schreiben, nicht wahr?

c) Die Erzählung „Sigisbert im rätischen Tale". Nun hört! Eine solche Erzählung hat uns ein Benediktiner geschrieben, P. Maurus Carnot, in Disentis. Habt ihr diesen Namen auch schon gehört oder gelesen? Im Diaspora-Kalender? Diese Erzählung führt den Titel „Sigisbert im rätischen Tale". Hat jemand die ganze Erzählung gelesen? Warum mag dieser Herr uns diese Erzählung geschrieben haben? Weil er selber im Kloster wohnt, das Sigisbert gegründet hat.

Ich muß euch noch etwas sagen. Was würdet ihr tun, wenn ihr diesen Herrn einmal treffen würdet, bei einem Besuch oder auf der Bahn? — Ihr müßtet ihm danken. Ihr würdet etwa sagen: „Ich habe das und das gelesen von Ihnen. Ich danke Ihnen."

Hier im Lesebuch haben wir einige Stücke aus dieser großen, schönen Erzählung. Ihr könnt die Stücke dann selber zusammensuchen. Für heute wollen wir hören, wie Sigisbert im Walde den ersten Acker angelegt hat. Ich will euch das Stück zuerst vorlesen. Hört! (Bücher geschlossen.)

2. Lesung und Gliederung des Stückes: Der erste Acker im Walde.

Es lassen sich folgende 5 Abschnitte machen:

1. Der Himmel wurde wieder blau . . . 2. Sigisbert nahm von einem Balken . . . 3. Die drei gingen vor die Hütte . . . 4. Erst jetzt hatte er Zeit . . . 5. Es kam der Abend . . .

Nach jedem dieser Abschnitte Pause. Einige Fragen stellen, z. B.

1. Wie heißen die beiden Knaben? . . Bemerkung: Diese zwei Knaben hat der Glaubensbote im Walde angetroffen. — Er war sehr freundlich und gut mit ihnen, hat sie dann später unterrichtet und getauft. —

Was für eine Waffe hatte Rätus? Was für ein Werkzeug Kolumbin? Und nun Sigisbert?

2. Was hatte Sigisbert in dem Säcklein aufbewahrt? Woher hatte er diese Saatkörner mitgebracht?

3. Erzählt mir, wie Sigisbert die Körner aussäte. (In der Erzählung etwas nachhelfen für solche, die den Ackerbau nicht aus der Anschauung kennen.)

4. Auf was freut sich Kolumbin? Was für ein Bedenken hatte Rätus?

5. Welches waren die Feinde des Ackers? Wie wurden die Ziegen ferngehalten? Wie den Sperlingen gewehrt?

3. Lesen und festlegen.

Die Schüler werden nach den 5 Abschnitten aufgerufen. (Keine einzelnen Lesekorrekturen!) Nach jedem Abschnitt die Überschrift gemeinsam mit den Schülern besprechen. Nach dieser Lesung und Besprechung kann das „Lesebuch-Heft" eingeführt werden. Schreibt: 1. Seite, 2. Zeile, Mitte: Reife. 4. Zeile, Mitte: Herbst. Über die Bedeutung dieser Schriften erkläre ich später. Schreibet weiter: Der erste Acker im Walde. 8. Zeile, etwas einwärts: 1. Das Umgraben das Waldbodens. 2. Die Saatkörner. 3. Die Aussaat. 4. Freude und Bedenken. 6. Diebe und Räuber.

Beim Lesebuch-Heft muß man gleich von Anfang darauf halten, saubere, lesbare Schrift, gefällige Anordnung u. s. w. doch mit einer entsprechenden Raschheit zu erledigen.

Diese Behandlung genügt vorläufig. Weitere Verarbeitung erfährt dieser Stoff in einem etwa anschließenden Aufsatz und dann vor allem bei den folgenden Stücken aus „Sigisbert".

Herbstbilder und Herbststimmungen. (2—3 Stunden.)

1. Einführung in Herbstbild, Herbststimmung, Herbstgefühl.

Ihr habt in der Schule bisher schon so vieles gesprochen von den 4 Jahreszeiten. Die Aufsätze, die ihr gemacht habt: Frühling, Sommer, Herbst und Winter! Nun denkt einmal etwas nach: Nennt mir einige Erscheinungen des Spätherbstes; nur in ganz kurzen Sätzen. — Blätter — Nebel u. s. w. Im Lesebuch stehen einige kleine Herbstbilder. Wir wollen gleich eines ansehen. (S. 271.)

Der Herbst.

A. Lies. Das Jahr klingt ab. — Gut. Gebt für diesen einen andern Ausdruck. B. Weiter. . . . nichts mehr zu bewegen; — Halt. Wie sehen denn Stoppeln aus? Was hat der Wind früher bewegt? C. Weiter: Nur die roten Beeren . . . zu wollen. Genug! Was für Beeren mögen das sein? (Maulbeer- oder Vogelbeerbaum.) — Was macht zum Beispiel einen traurigen, wehmütigen Eindruck auf unser Gemüt? Warum diese Beeren einen heiteren, munteren? D. Lies nochmals: Nur die roten Beeren . . . verborgen liegt. — Wer hat schon einen Drescher gesehen? Drescher mit Dreschflegel! (Schematische Darstellung.) Taktschlag zu zwei, drei, vier, mit Faust und Ellenbogen auf der Bank nachzuahmen. Die abgesichelten Ähren = die mit der Sichel abgeschnittenen Ähren. Bild einer Kornernte.

Wieso können wir sagen: In der Ähre liegt etwas Nährendes verborgen? (Brot). Und wieso können wir sagen: In der Ähre liegt etwas Lebendiges verborgen? (Ähre als Saatkorn).

2. Gliederung. Ich lese langsam vor (bei geschlossenen Büchern). — Lest es nochmals still für euch. — Sucht mir den Gegensatz, der in diesem Stücke ist. — Wie können wir das noch knapper fassen? Gut. Schreibt ins Heft:

Der Herbst.

1. Das leere Feld.
2. Die volle Scheune.

Herbstmorgen.

1. Vorentwicklung. Wir wollen jetzt ein schönes „Herbstbild" machen, zum Malen schön! Sagt mir einiges von einem schönen Herbstmorgen. Ein Schüler will vielleicht gleich mit Sonnenaufgang beginnen. — „Ich weiß nicht recht. Sind alle einverstanden?" — Nebel! Gut. Die Welt liegt noch im Nebel da. Sie ruht noch im Nebel, wie ihr am Morgen unter der Decke. — Statt zu sagen: „Er schläft noch", kann ich vielleicht einen andern Ausdruck gebrauchen. Wie? Er träumt noch! So kann ich auch sagen: Wälder und Wiesen träumen noch. — Ihr habt auch schon Bilder gesehen, vor denen ein Tuch war (Kirche, Passionszeit). Dieser Nebel ist nun wie ein Tuch vor dem schönen, großen Bild. — Mit was für einem ganz feinen Tuch könnten wir den Nebel vergleichen? Gaze, Tüll. Ja, sagen wir „Schleier". Dieser Schleier stellt sich unserm Auge in den Weg. Es kann den Himmel nicht sehen. Wenn aber der Schleier fällt, wenn er weggeht, dann ist der Himmel „unverstellt" da, und die Sonne kann hervorleuchten. — Habt ihr auch schon den Ausdruck gehört: „Das Licht dämpfen?" Das Licht milder machen. Warum kann ich jetzt im Herbste sagen: „Die Welt liegt in einem gedämpften Lichte?" Weil das Licht und die Farbe nicht mehr so scharf sind, wie im Sommer. Das Licht und die Farbe sind also etwas „gedämpft". Aber deswegen sind doch noch kräftige Farben da. Wo zum Beispiel? Tiefes Grün in Wiese und Wald, das Rot in den Buchenwäldern u. s. w. Einige Wiesen und der Wald haben noch kräftiges

Grün. Wenn an einem sonnigen Herbsttage die Sonne vom Himmel herunterleuchtet, dann ist die Welt wie vergoldet. Man könnte sagen, sie schwimmt im Gold, sie fließt im Gold. Ihr erinnert euch vielleicht an eine schöne Beifügung zum Wort „Sonne". Wie heißt sie? „Die goldene Sonne". — Sagt mir jetzt noch, warum ich etwa schreiben könnte: „Das warme Gold der Sonne". Weil die Sonne warm ist. Ja, das ist recht. Und weil die Wiesen und Wälder sofort freundlicher werden, wenn die Sonne darauf scheint.

2. Festlegen der sprachlichen Vorbereitung. Schreibt folgendes ins Lesebuch-Heft. Überschrift: Herbstmorgen. Die Welt ruht noch im Nebel. Wald und Wiese träumen. Der Nebel ist wie ein Schleier vor dem blauen Himmel. Jetzt fällt der Vorhang. Der Himmel ist unverstellt. Licht und Farbe sind kräftig, aber etwas gedämpft. Die Welt fließt im warmen Gold der Sonne.

3. Ich lese das Stück vor. Lest das Stück nochmals still für euch. So jetzt lesen wir es zusammen. Langsam, nicht zu laut, mit „gedämpfter" Stimme. Ihr vier da, steht auf. Ihr vier . . . Alle! —

In trüber Zeit.

Wie ist es einem so zu Mute, wenn an einem Herbsttage der Nebel gar nicht weg will? — Traurig. — Wohin ginge man gerne an solchen Tagen? Denkt euch jetzt einen alten Mann, müde, krank, er kann nicht fort, kann nicht mehr arbeiten. Was mag er denken an einem solchen Herbsttage? — Das Leben ist doch traurig. . . Wie könntet ihr diesen Mann trösten?

Wir haben hier ein Gedicht, in dem Trauer und Trost enthalten sind. „In trüber Zeit". Ich will vorlesen, schaut nach. Der Nebel schleicht am Bergesjoch, — oben über die Höhen, an der höchsten Stelle des Berges. — Der Nebel schleicht am Bergesjoch . . . in meinem Sinn. 2. Strophe ganz lesen. Die Torheit = die Ungerechtigkeit, die Sünde; das Edle = das Gute. Man könnte etwa sagen: Den Gottlosen geht es besser als den Frommen. Warum mag der Mann sagen „bloß"? — Er übertreibt, weil er sehr traurig ist. — „Doch ist der Nebel . . . umkreist (der mich umgibt), ich weiß . . . zerreißt . ." Wer kann mir das anders sagen, in einem Satz? Nach der Traurigkeit kommt etwa immer eine Freude.

„Und ist die Fessel noch so schwer", die Fesseln an Händen und Füßen, schwere Ringe und Ketten, — „die mich beschränkt", die mich hindert, im Gehen und Arbeiten hemmt, ich weiß, . . . 5. Strophe. Wer kennt ein ähnliches Wort der heiligen Schrift? — Sucht einen sprichwortartigen Satz zu bilden, der zu diesem Gedichte paßt. — Jeder soll seinen Satz ins Heft schreiben, unter dem Titel: „In trüber Zeit".

Herbstgefühle.

Ich will euch erzählen, was mir einmal an einem Herbsttag begegnet ist. Ich ging allein auf der Straße von Buochs nach Beckenried. Es war ein nebliger, feuchter Tag. Als ich bei einigen Bäumen vorbeikam, hörte ich auf einmal ein Geräusch, als ob jemand in meiner Nähe auftreten würde.

Ich blickte um, sah aber nichts. Das gleiche Geräusch ein zweites und drittes Mal. Da bemerkte ich, daß es die schweren, nassen Blätter waren, die vom Baum fielen. Ein Dichter beschreibt diesen Vorgang mit wenigen Worten. Lesen wir das! S. 269. Schaut nach. Langsam lesen: Wie ferne Tritte . . . Wer erklärt mir den Ausdruck: Die Blätter fallen träumend von dem Baume. — Die Blätter sind schon eingeschlafen. — Gut. Gehen wir nun gleich zur 3. Strophe. Du hörst, wie durch . . . Was kann ich jetzt hören in den Wipfeln der Bäume? Den Wind. Ja. Was will aber das sagen, wenn es heißt: Du hörst, wie durch . . . die Stunden unaufhaltsam gehn . . ? Die Zeit geht vorüber wie der Wind. Der Nebel regnet in die Wipfel. Was ist das? Nebelregen. „Du weinst und kannst es nicht verstehen". (Diesen Vers nur lesen.) — Fassen wir nun die 2. Strophe. Die ist etwas schwer. Paßt auf. Ich will euch die beiden Gedanken, die hier sind, andeuten: Der Herbst ist wehmütig, der Herbst erinnert an die Vergänglichkeit. Wo findet ihr den Gedanken: Der Herbst ist wehmütig? Wo den zweiten?

„Es dringt hervor, wie leise Klagen". Wer gibt mir diesen Vers in anderen Worten? „Immer neuem Schmerz", was für ein Fall ist das? Dafür können wir auch sagen: Aus immer neuem Schmerz. Aber schöner ist's so. Wir wollen das Gedicht noch einmal lesen. A. 1. Strophe, B. 2., C. 3. Lest es alle still; vielleicht hat jemand noch etwas zu fragen? Irgend einen Ausdruck? — Kann mir jemand ein Beispiel geben zu dem Vers: Du weinst und kannst es nicht verstehen. — Kinder weinen oft und wissen nicht warum. Die Großen auch? Das werdet ihr noch erfahren. Schreibt ins Heft: Herbst.

1. Herbstbilder: Blätterfall und Nebelregen.
2. Herbstgefühle: Kommen und Vergehen, Klagen und Tränen.

„Du weinst und kannst es nicht verstehen".

(Fortsetzung folgt)

Wortschatzbildung.

Von Ed. Heller, Zürich.

(Die folgenden Ausführungen dürften in Anstalten mit Vorkursen für Fremdsprachige Aufmerksamkeit finden. Es ist der Schriftleitung der Wunsch ausgesprochen worden, es möchten in der „Mittelschule" das Untergymnasium, das Lehrerseminar, die Real- und Sekundarschule mehr Berücksichtigung finden. Die Erfüllung dieses Begehrens ist aber nur möglich, wenn die Lehrkräfte dieser Stufen mit Hintansetzung einer unangebrachten Bescheidenheit in die Reihen der Mitarbeiter treten. Mit Hintansetzung einer unangebrachten Bescheidenheit! Wie wir letzthin einen sehr verehrten Herrn um eine Skizze angesprochen haben, wurde uns die Antwort: „Ich habe bemerkt, daß die bisherigen Mitarbeiter fast ausnahmslos ein Dr. vor ihren Namen setzen. In diese Gesellschaft darf ich mich nicht versteigen." Unangebrachte Bescheidenheit! Im Weltkrieg fragen sie auch nicht, ob einer ein „von" oder „de" vor seinem Namen führt, weit wichtiger ist ihnen, daß er einen gesunden Leib, ein tapferes Herz, einen hellen Kopf, eine reiche Erfahrung sein eigen

nennt. So soll es auch bei uns sein: Nicht die Etikette, ob Dr., einfaches P., Sr., oder ihr Fehlen kommt für uns in Betracht, sondern die Güte, der Gehalt, die Brauchbarkeit des Produktes. Darum eifriges Mittun aller Berufenen! B. E.)

Auf dem Wege zur Lebendiggestaltung des Sprachunterrichts bin ich dazu gekommen, besondere Übungen, die nur der Bereicherung des Wortschatzes dienen sollen, einzuschalten. Ich habe die Aufgabe, fremdsprachige Kinder möglichst rasch ins Deutsche einzuführen und sie dann in einer Normalklasse zuzuweisen. Wie komme ich zu diesem Ziele? Durch möglichst viel Sprechen, versteht sich.

Im Vordergrund alles Sprachunterrichts steht die richtige Form. Von der richtigen Form geht's weiter zur schönen Form. Diese ist bedingt durch eine möglichst große Auswahl aus dem Wortschatz. Sowie die Auswahl in den Sprachelementen wächst, um so größer wird auch die Freude an der Sprache. Im Anfang leben wir in der Sklaverei. Bereicherung des Wortschatzes bedeutet Freiheit.

Wortschatzübungen nehmen also im Sprachunterricht nicht die erste, sondern eine untergeordnete Stellung ein, weil sie nur Mittel zum Zwecke sind; doch ein so wichtiges Mittel, daß es zur Erreichung des vorgesteckten Zieles unerläßlich ist.

1. Der Schönschreibunterricht gibt uns ein einfaches, weil mechanisches Mittel in die Hand, den Wortschatz zu bereichern, indem wir bei Einübung eines neuen Buchstabens Gelegenheit haben, Hauptwörter mit gleichem Anfangsbuchstaben herauszusuchen. Diese Auswahl bleibt ziemlich klein. Sie hat außerdem den Fehler, daß den genannten Wortgruppen ein innerer Zusammenhang fehlt.

2. Bei der Rechtschreibung stoßen wir bald auf Schärfungen und Dehnungen. Abgesehen von tz und ck bieten die erstern dem Italiener keine sonderlichen Schwierigkeiten, wenn wir es bei uns selbst mit der Aussprache genau nehmen. Zweifelhafter sind schon die Dehnungen, weil die langen Selbstlaute im Italienischen kein äußeres Merkmal haben. Entbehren auch diese Wortgruppen einer innern Zusammengehörigkeit, so sind sie unumgänglich notwendig zur Erlangung fehlerfreier Arbeiten.

3. Die verhältnismäßig reichste Ausbeute geben uns die Wortgruppen, die wir an Besprechungen aus der Umgebung anknüpfen. Da sind es im besondern die Zusammensetzungen, die ein weites Feld eröffnen. Die zusammengesetzten Wörter werden nach zwei Richtungen gruppiert, a) solche mit dem gleichen Grundwort, b) mit dem gleichen Bestimmungswort. Je nach der Sachgruppe wird die Auswahl in a oder in b größer sein.

Beispiel für a. Sachgruppe Speisen und Getränke. Grundwort Wasser. Also los: Trinkwasser, Quellwasser, Brunnenwasser, Mineralwasser, Seifenwasser, Spülwasser u. s. w. Fahren wir weiter mit andern Grundwörtern aus derselben Stoffgruppe, so verlängert sich die Reihe ins Unheimliche.

Beispiel für b. Sachgruppe Haustiere. Bestimmungswort Hund.

Hundehaus, Hundekette, Hundesteuer, Hundefutter, Hundedecke, Hundeausstellung, Hundegebell und je nach Wunsch Hundewetter u. s. w. Durch alle Haustiere hindurchgeführt, gibt es ein Dorado von Erfindungen bis zur Gänsehaut.

4. Eine weitere Bereicherung geben uns die Verkleinerungen. Zum Hündchen, Kätzchen, Schäfchen gesellen sich überdies das Füllen, Kalb, Zicklein, Lamm, Ferkel, Küchlein.

5. Ein geradezu unerschöpfliches Kapitel schneide ich jeweils unter der Überschrift an: Was ich nicht verwechseln darf. Der Neuling im Deutschen verwechselt furchtbar viele Wörter, bei denen uns eine Verwechslung undenkbar erscheint, und seine Etymologie erzeugt die wunderbarsten Hirngespinste. So werden die Hauptwörter auf schaft gerne mit schaffen in Zusammenhang gebracht und das edle Wort Furcht verstand einer als verruckt. Mit einem ausgiebigen Tastsinne muß man allfälligen Mißverständnissen auf den Leib rücken. So gibt's auch hier reichhaltige Zusammenstellungen, die uns selbst beinah lächerlich erscheinen, welche es aber im Grunde nicht sind. Beispiel: Gedicht, Gesicht, geschickt, Geschichte; Gerücht, Gericht, gerecht; Silbe, Silber; Seide, Seite, Saite; Zaun, Zaum; Schüssel, Schlüssel; alt — halt; Rind, Rinde u. s. w. bis ins Aschgraue, und alle Jahre kommen neue Überraschungen.

6. Da der Italiener ohnehin auf gespanntem Fuße mit dem Artikel steht, sehe ich von einer Einübung der Homonyme ab; man macht nur gelegentlich auf sie aufmerksam.

7. Berüchtigt in den meisten Sprachen sind die Verben. Diejenigen, die man alle Tage braucht, sind unregelmäßig; und in jedem Satz, den wir sprechen, haben wir zum mindesten ein Tätigkeitswort nötig. Wir wollten uns denn damit behelfen, mit sein und haben auszukommen. Den Kindern ist's jedoch so ziemlich schnuppe, wie die Gegenstände sind. Aber was wir mit ihnen machen können, und was die Menschen selber den lieben, langen Tag treiben, das steht im Mittelpunkt der kindlichen Teilnahme. So haben wir also unser Augenmerk stark auf das Tätigkeitswort zu richten. Es stehen uns auch da mehrere Wege offen, uns einen gewissen Verbenreichtum anzueignen.

a) Durch Ableitung aus Hauptwörtern.

b) Durch Ableitung aus Eigenschaftswörtern.

c) Durch Ableitung aus Verben: lachen — lächeln, husten — hüsteln.

d) Durch Zergliederung von Tätigkeiten in Einzelbewegungen. Gerade dieser Weg gibt uns eine wahre Fundgrube von Tätigkeitswörtern. Wir sind einmal bei Besprechung der Kleidungsstücke auf das Wäschetrocknen zu sprechen gekommen. Ja, was brauchts denn da alles für Tätigkeiten? Seil vom Haspel abwickeln, Schlick festmachen, Seil anziehen, in der Mitte stützen; Wäsche herbeischleppen, auseinanderfalten, aufhängen, mit Klammern befestigen; Klammertasche umbinden, Klammern herausnehmen, aufstecken. Das dürfte für einmal genügen. Dann kommt das Wäscheabnehmen, folglich

Klammern wegnehmen, in die Tasche stecken, Wäsche betasten, ob sie trocken, zusammenfalten, in die Zeine legen, Zeine wegtragen, Seil abnehmen, d. h. auf den Haspel abwickeln, Schlick ablösen, Haspel versorgen u. s. w.

Schon vor Jahren hat die Methode Gouin auf das Verb als den Mittelpunkt des Sprachunterrichts aufmerksam gemacht. Das Tätigkeitswort gibt der Sprache Leben. An der Auswahl der Zeitwörter erkennen wir den Meister.

Schwer fällt es uns aufs Gemüt, was alles nötig ist, einen ausgiebigen, gründlichen Sprachunterricht zu erteilen. Bei all dieser Arbeit bringen wir es in der Schule höchstens so weit, zu sagen, was wir denken. Später betreten dann viele noch das hohe Seil der Sprachkunst und können mit der Sprache ihre Gedanken verbergen. Und viele suchen Reimwörter heraus und kleben davor ein Gedicht.

Zunftstube.

Unter dieser Überschrift wünschen wir einen regen Gedankenaustausch der Lehrer und Lehrerinnen philologischer oder historischer Fächer an unsern Mittelschulen zu eröffnen. Interessante Lesefrüchte, knappe Aufschlüsse über neue Forschungsergebnisse, Mitteilungen lehrreicher Erfahrungen, kollegiale Anfragen, mit einem Wort kurzgefaßte Anregungen jeder Art sollen hier ein Plätzchen finden. Mancher hat vielleicht ein Erlebnis, macht eine Beobachtung, trägt einen Gedanken mit sich herum, deren Kundgabe den Amtsgenossen in irgend einer Weise dienlich sein könnte, oder ein Anfänger sieht sich mannigfachen Schwierigkeiten gegenüber, kämpft mit Zweifeln und Bedenken verschiedenster Art und würde sich gerne bei erfahrenen, sachverständigen Kollegen Rat holen. Sie alle sollen auf die „Zunftstube" kommen und in ein paar Sätzen den Zunftgenossen ihre Neuigkeiten mitteilen, mit ihnen ihren „Fall" besprechen, Rede und Gegenrede wechseln.

Zu unserm Lesebuch. Wir sind in der glücklichen Lage, heute einen Ausschnitt aus den Präparationen zum Lesebuch Gadient-Moser-Banz veröffentlichen zu können. Solche Ausschnitte werden in den interessierten Kreisen umso freudiger begrüßt werden, als die Herausgabe der gesamten Präparationen vor Abschluß aller vier Bände des Lesebuches wohl kaum zu erwarten ist. Was wir an diesem Lesebuche besitzen, braucht man denjenigen, die es im Unterricht benützen, nicht zu sagen, den andern mag es eine Besprechung zum Bewußtsein bringen, welche in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (Teubner, Leipzig) erschienen ist und den in der Lesebücherfrage maßgebenden Prof. Dr. Karl Credner zum Verfasser hat. Sie lautet:

„Ein ganz neues eigenartiges Werk verspricht das Schweizer Lesebuch von Gadient-Moser-Banz zu werden. Zunächst liegt mir nur der erste Band mit einem Erläuterungsheft vor; das Ganze ist auf vier Bände berechnet, von denen jeder inhaltlich in sich abgeschlossen eine besondere Einheit bilden soll. Der erste Band hat das Grundmotiv „Heimat" und sucht in vier Gruppen „Werden", „Fülle", „Reife" und „Ruhe", die wieder in zahlreiche Unter-

gruppen gegliedert sind, das Wertvollste aus der deutschen Literatur auf diesem Stoffgebiete herauszuholen. Aufgenommen sind nur Stücke, die „den allgemein menschlichen Bildungsgehalt und die künstlerische Form der Dichtung“ vereinigen; die sogenannten Realien sind unberücksichtigt gelassen. Am stärksten scheint mir Goethe vertreten (31 Stücke); daneben fällt mir die gute Berücksichtigung der engeren schweizerischen Heimat, sowie die Benutzung älterer Literatur (Wessebrunner Gebet in Urtext und Übersetzung) auf. Nach Form und Inhalt erweist sich das Buch als ein durchaus künstlerisches Werk, eine großangelegte Anthologie. Die weiteren Bände werden die Motive „Gesellschaft“, „Mensch“ und „Künstler“ behandeln. Über die pädagogische Verwendung sehe ich noch nicht recht klar. Eine Klassenstufe ist nicht angegeben, doch soll dieser erste Band offenbar in die Hände der Unterklassen gelegt werden. Werden diese Schüler die ästhetischen Werte auch schon innerlich erfassen? Ich fürchte, daß vieles über ihr Vermögen hinausgeht, trotz der aus dem Einheitssystem erwachsenden Hilfe. Jedenfalls aber ist das Buch ein neues Zeichen für das starke, idealistische Interesse, mit dem heute in katholischen Kreisen die hohen Aufgaben des deutschen Unterrichtes gepflegt werden“. (A. a. O. 27. Jahrg. (1913) S. 470.)

„In eine ganz andere Welt (als Zettels Lesebuch) führt der zweite Band des Schweizer-Lesebuches von Gadient-Moser-Banz. Dieses Lesebuch nimmt bekanntlich keine Rücksicht auf Klassenstufen, sondern jeder Band bildet einen geschlossenen Gedankenkreis für sich. Für den zweiten Band lautete das Kennwort „Gesellschaft“, und da den Herausgebern als Lehrziel vorschwebt, „das Schaffen und Wirken des deutsch-christlichen Geistes durch die Dichtung darzustellen“, so erwuchs daraus die Aufgabe, das Werden der deutschen Nation von den Anfängen bis zur Gegenwart durch die deutsche Dichtung abzuspiegeln. Diese Aufgabe ist mit Künstlerhand und -verstand in wirklich bewundernswerter Weise gelöst. Es ist auffallend und zugleich in dieser schweren Zeit doppelt erfreulich, daß ein solches Bekenntnis zu unseres Volkes Herrlichkeit und Größe fern in den Randgebieten unseres Volkstums, außerhalb seines politischen Gefüges abgelegt wird. Bei den einzelnen Teilen sind kulturhistorische Gesichtspunkte zugrunde gelegt: Götter und Helden, Germanentaufe, Rittertum, Ringen und Suchen, Goethe und Schiller, Urständ (-Romantik) u. s. w. Zum Schluß sind die drei großen Fragen der Gegenwart in drei Kapitel gebracht: die politisch-nationale, die soziale und die religiöse. Die engeren Geschicke der Schweizer Heimat sind nicht vergessen, aber in richtigem Augenmaß dem Ganzen untergeordnet, als ein Teil der politischen Fragen („unser Bund“). Die ausgewählten Beiträge genügen im ganzen den literarischen Ansprüchen, von dem alten Gold der Heldensage bis zu den Dichtern der Gegenwart. Bei den ältern Dichtern ist auch in der Form sehr mannigfaltig verfahren, bald sind sie in Übersetzung gegeben, bald in prosaischer Nacherzählung, bald im Urtext mit erklärenden Anmerkungen. Das echte Volksgut ist sehr reichlich berücksichtigt, überhaupt eine möglichste Vielseitigkeit erstrebt. Ältere und neuere, norddeutsche und süddeutsche, protestantische und katholische

Schriftsteller halten sich annähernd die Wage. Nur unter den neuesten vermisse ich einige bekanntere Namen, wie Huch, Rilke, Lissauer u. a. Dagegen ist es bezeichnend für die Unparteilichkeit der Herausgeber, daß auch Beiträge von Luther nicht fehlen, während die konfessionelle Spaltung selbst nicht berührt ist. Wenn die beiden noch ausstehenden Bände dem bisher Geleisteten entsprechen, so erhalten wir hier ein Werk, das unter den deutschen Lesebüchern wenig seinesgleichen haben dürfte". (A. a. V. 29. Jahrg. (1915) S. 789 f.) B. E.

Bücherecke.

Buchta, P. Aegidius O. F. M., Dr. phil., Das Religiöse in Kl. Brentanos Werken. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Breslau, 1916. Verlag von Frz. Goerlich.

Die neuere Literaturgeschichte steht in mehrfacher Hinsicht im Zeichen der Restitution. Man sucht falsche Urteile zu berichtigen, sucht einzelne Bewegungen in der Geschichte unseres Schrifttums gerechter zu würdigen und deren Vertreter in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen. In diesen Zusammenhang hinein gehört auch vorliegendes Buch; es will für den vielverkannten und vielgeschmähten Klemens Brentano und damit auch für die Bewegung, deren Eigenarten er in Leben und Dichtung zum Ausdruck brachte, für die Romantik, ein Wort einlegen.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, von denen der erste (S. 5—54) die religiösen Elemente der romantischen Bewegung überhaupt und sodann speziell die religiöse Entwicklung Brentanos bespricht, der zweite (S. 54—256) die einzelnen Dichtungen Brentanos eingehend auf ihren religiösen und spezifisch katholischen Inhalt prüft. Auf Grund seiner Ausführungen kommt der Verfasser zu dem Endergebnis: Brentano ist ein ausgesprochen religiöser Dichter, weil er ein religiös bedürftiger Mensch war; er ist aber noch mehr: er ist auch ein katholischer religiöser Dichter; denn Leben und Werke Brentanos *vor* der Bekehrung zeigen deutlich, daß er die Hallen der Kirche nie verließ, Leben und Werke *nach* der Bekehrung sodann tragen ein ausgesprochen religiöses Gepräge. Auch diese letztern Werke bleiben freilich Werke *Brentanos*. In literarischer Hinsicht ist Brentano einer der hervorragendsten religiösen Lyriker, freilich nicht Kirchenliederdichter.

Buchtas Buch bedeutet ohne Zweifel eine wertvolle Bereicherung der Brentano-Literatur, und zwar liegt dieser Wert, wie schon der Titel es andeutet, vor allem im zweiten Teil.

Inbezug auf den ersten Teil haben wir den (vielleicht falschen) Eindruck, er sei erst nachträglich den Untersuchungen über Brentanos Werke vorangestellt worden, um ihnen als Grundlage zu dienen. Unseres Erachtens wäre es zum wenigsten ebenso glücklich gewesen, wenn Verfasser beide Teile miteinander verbunden hätte, wobei der Besprechung eines Lebensabschnittes sofort auch diejenige der einschlagenden Dichtungen gefolgt wäre. Daß er das beim Kapitel über Luise Hensel tut, spricht auch zugunsten dieser Me-

thode. An Tiefe steht sodann dieser erste Teil dem zweiten bedeutend nach. Schon im Kapitel: Romantik und Religion dürfte schärfer unterschieden werden zwischen Früh- und Spätromantik. Die Bedeutung der Philosophie Fichtes für die frühromantische Theorie sollte wenigstens erwähnt werden.

In der Darstellung von Brentanos religiöser Entwicklung, die sehr übersichtlich gehalten ist, tritt nach unserm Dafürhalten die apologetische Tendenz etwas zu stark hervor. Gewiß ist es durchaus richtig, daß Brentano nie Apostat wurde, aber sein Leben bewegte sich doch während langer Jahre in Bahnen, die zu den Pflichten eines Katholiken in direktem Gegensatz stehen. Das dürfte hier klarer zugestanden werden, der büßende Pilger steht nur um so größer da, wenn wir wissen, daß er auf Umwegen zum Troste des Kreuzes gelangte.

Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, daß Brentano nicht am Feste Maria Geburt, sondern am 9. Sept. 1778 geboren wurde; ferner, daß die Wallfahrt nach Walldürn, von der auf S. 28 gesprochen wird, nur bei Diel-Kreiten und zwar ohne jeden Beleg erwähnt ist und wenigstens inbezug auf die katholische Trauung, die dabei stattgefunden haben soll, jedenfalls sehr bezweifelt werden kann.

Viel tiefer und gründlicher als der offenbar etwas rasch abgefaßte erste Teil des Buches ist, wie schon gesagt, der zweite. Da betritt man wirklich Neuland. Schon die Beurteilung des Gesamtwerkes Brentanos, die den Einzeluntersuchungen vorausgeht, ist überaus geistvoll und treffend. Aber auch die Besprechung der einzelnen Werke verrät den feinen Kenner von Brentanos Eigenart. Von der religiösen Lyrik Brentanos z. B. bekommt man durch diese Untersuchung ein ganz neues Bild, für das man dem Verfasser dankbar ist. Vielleicht hätte er zwar die Grenzen zwischen der religiösen Lyrik vor und nach dem Dülmener Aufenthalt schärfer markieren dürfen, dann hätte das Bild noch an Klarheit gewonnen.

Sehr ruhig und sachlich ist auch Brentanos Verhältnis zu den Emmerich-Offenbarungen besprochen. Der Verfasser legt dabei viel Gewicht auf den Beweis für den literarischen, resp. künstlerischen Wert dieser Schriften. Gewiß ist derselbe vorhanden, aber Brentano wollte mit diesen Schriften doch in erster Linie erbauen und dadurch verdient er die Achtung jedes Ehrlichdenkenden, welcher Weltanschauung er auch sei. Daß er auch hier den Künstler nicht verleugnen konnte, ist klar.

Buchtas Ausführungen über Brentanos Werke geben in ihrer Gesamtheit ein prächtiges Bild der allmählichen Entwicklung seines religiösen Denkens und Fühlens. Und dieses Bild ist mit viel Liebe entworfen, es ist nicht bloß das Ergebnis emsigen Forscherfleißes, sondern auch der Ausdruck warmer Teilnahme für einen mißkannten und doch so liebenswürdigen, herrlichen Menschen.

Wir schließen unsere Besprechung mit dem aufrichtigen Wunsche, Buchtas Buch möge einen dankbaren und zahlreichen Leserkreis finden. Eine ausführliche Literaturangabe erhöht noch dessen wissenschaftlichen Wert.

Engelberg. **Dr. P. Leodegar Hunkeler O. S. B.**

2. Jahrgang. Nr. 2. 30. März 1916.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: William Shakespeare. — Stil und Charakter. — Zum Leseunterricht. — Die Wichtigkeit von Debattierübungen. — Zunftstube. — Bücherecke.

William Shakespeare.

Zur 300-jährigen Wiederkehr seines Todestages, am 23. April 1916.

Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Sarnen.

Am 23. April 1916 jährt es sich zum dreihundertstenmal, daß William Shakespeare, der größte Dramatiker der Weltliteratur, um mit seinen eigenen Worten im Hamlet zu sprechen, „in jenes unentdeckte Land ging, von dessen Ufern kein Wanderer wiederkehrt“. Wie Dante und unsere großen nationalen Epen, mußte Shakespeare zuerst unter dem Schutte von Jahrhunderten begraben liegen, um in neuerer und neuester Zeit in erhöhtem Glanze zu strahlen und die Worte eines seiner berühmtesten Zeitgenossen wahr zu machen:

„Strahl' fort, du Stern der Dichter, strahl' hernieder,
Erhebe die gesunkne Bühne wieder,
Die trauernd wie die Nacht bärg' ihr Gesicht,
Blieb ihr nicht deiner Werke ew'ges Licht.“ (Ben Jonson.)

Shakespeare ist ein nationaler Dichter ganz und gar, mit allen seinen Fasern festgewurzelt auf englischem Boden, aber er ist auch zugleich ein deutscher Klassiker. Ständen wir nicht mitten im Weltkrieg, so würde das dreihundertjährige Jubiläum seines Todestages jedenfalls zu einem großartigen Verbrüderungsfeste zwischen der englischen und deutschen Nation sich gestalten, denen in ihrem gemeinsamen größten Dichter die Stammesverwandtschaft zum tiefinnersten Bewußtsein kommt. Ja, Shakespeare ist in Deutschland zum wenigsten ebenso heimatberechtigt wie in England. Seitdem Lessing und Herder auf ihn hingewiesen, seitdem Schiller und Goethe sich durch ihn befruchtet haben, seitdem wir durch A. W. Schlegel und Ludwig Tieck eine mustergiltige Übersetzung besitzen, die formell und inhaltlich fast an das Original hinanreicht, seitdem Schröder seine Stücke für die deutsche Bühne bearbeitet hat: seitdem ist Shakespeare immer mehr von den Dichtern und Literaten ins Volk hinabgestiegen, und seine Gestalten sind im Bewußtsein der deutschsprechenden Völker ebenso lebendig wie die Figuren der eigenen klassischen Schriftsteller. Gleichzeitig mit der Einbürgerung Shakespeares in

Deutschland setzte eine überaus emsige und erfolgreiche ästhetische und philologische Shakespeareforschung ein. Schon ein Zeitgenosse von Schiller und Goethe, Nikolaus Delius (1755—1813), wohl der größte Shakespearephilologe, war höchst erfolgreich für die Herstellung eines richtigen englischen Textes und zur Aufklärung dunkler Stellen tätig, so daß sein Text sogar in England Verbreitung gefunden hat. Dann kam Aug. W. Schlegel mit seinen berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, von denen die über Shakespeare (25—32) auch heute noch zum Besten gehören, was über unseren Dichter in kritischer und ästhetischer Beziehung geschrieben worden ist. Es folgten sodann die Schriften von Gervinus, Ulrici, Kreyssig, Rötscher, Vischer, Hebler, von Friesen, Rümelin, A. Reichensperger u. a.; die Shakespeareliteratur vermehrte sich ins Ungemessene. Der dreihundertste Jahrestag der Geburt Shakespeares wurde am 23. April 1864 unter dem Protektorat der Großherzogin von Sachsen in Weimar unter großen Festlichkeiten begangen, deren Mittelpunkt die erste Gesamtaufführung der englischen Königsdramen bildete. Um die Forschungen über Shakespeare mehr zu konzentrieren, wurde bei dieser Gelegenheit auch eine deutsche Shakespearegesellschaft gegründet, die bis auf den heutigen Tag Jahrbücher herausgibt, eine wahre Fundgrube für den Shakespeareinteressenten. Um die Ausbreitung, besonders die Bekanntschaft der unteren und mittleren Volksklassen mit unserem Dichter noch mehr zu fördern, veranstaltete die deutsche Shakespeargesellschaft eine wohlfeile Volksausgabe, so daß alle 36 Dramen von Shakespeare, in einem Bande vereinigt, und mit trefflichen Einleitungen versehen, durch die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig zum Preise von 6 Mark bezogen werden können. In unseren Mittelschulen ist es schon längst Sitte geworden, neben unsern nationalen Dramatikern auch das eine und andere Stück von Shakespeare zu lesen. Es ist deshalb angezeigt, daß wir auch in unserem Schulorgan bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Todestages das Bild des großen Dichters vor uns erstehen lassen, das die Jahrhunderte nicht verwischt, sondern nur klarer herausgehoben haben.

Zu diesem Zwecke schildern wir zuerst die Verhältnisse, aus denen der Dichter herausgewachsen, dann führen wir in seine Kunst ein, erörtern kurz die vielumstrittene Welt- und Lebensanschauung des Dichters und zeichnen schießlich in knappen Zügen seinen Charakter.

1. Äußere Verhältnisse Shakespeares.

1. Zeitverhältnisse. Die Zeit Shakespeares war wie geschaffen, die Anlagen eines Dichters zu wecken und zur Entfaltung zu bringen. England war durch Besiegung der spanischen Armada zur Weltmacht emporgestiegen. Sir Francis Drake errang der englischen Flagge auf allen Meeren unbedingte Achtung, reiche Schätze strömten von allen Seiten nach England, der nationale Wohlstand und der nationale Sinn wurden mächtig gehoben. London, das im Jahre 1571 seine Börse eröffnete, wurde der Mittelpunkt

des Welthandels. Der ritterliche Geist war noch nicht erloschen und ein freigebiges Mäzenatentum am Hof und unter dem reichen Adel förderte die Kunst. Der höhere Adel hielt viel auf Luxus und Kleiderpracht und umgab sich mit zahlreichem Gefolge, so daß jeder große Herr fast einen kleinen Hof um sich hatte. Der Unterschied der Stände war noch scharf ausgeprägt, die bunten Gesellschaftskreise des Mittelalters waren noch nicht den nivellierenden Tendenzen einer neuen Zeit gewichen: alles Momente, die dem dramatischen Dichter sehr zustatten kommen. Durch die Buchdruckerkunst wurden die Literaturschätze fremder Völker überallhin verbreitet, ein lebhafter geistiger Austausch fand zwischen England und den Völkern des Kontinents statt. Wie einst in Griechenland unter Perikles, in Rom unter Augustus, in Frankreich unter Ludwig XIV. so entwickelte sich auch in England unter Elisabeth ein reiches literarisches Leben, namentlich auf dem Gebiete des Dramas. Nicht weniger als acht bedeutende Dramatiker kämpften während ihrer Regierungszeit um die Palme. Bei ihrem Tode (1603) gab es in London, das damals noch nicht 200,000 Einwohner zählte, bereits 11 Theater.

2. Bühnenverhältnisse. Die Bühne Shakespeares war im Verhältnis zur modernen Bühnenausstattung sehr primitiv. Das Theater war gewöhnlich ein rundlicher Holzbau ohne Dach. Nur die Galerien und die Bühne war gedeckt. Unter freiem Himmel, harrt an der Bühne war das Parterre, wo die „Gründlinge" standen, das gewöhnliche Volk, Matrosen, Handwerker und Arbeiter. Das vornehme Publikum saß entweder auf den Galerien, oder auf der Bühne selbst, wo rechts und links Sitzplätze vorgesehen waren, auf welchen man ungeniert trank, rauchte, Karten spielte, oder sich in Witzen über die Schauspieler und Gründlinge erging. Frauen erschienen im Theater maskiert. Der Vorhang öffnete sich durch Teilung nach beiden Seiten und wurde am Schlusse der Vorstellung wieder zusammengezogen. Während des ganzen Spieles war die Bühne offen. Im Hintergrund stand ein balkonartiges Gerüst, das zu allerlei Zwecken dienen mußte. Daran schloß sich ein Gebäudeteil, in welchem die Ankleideräume der Schauspieler lagen, und aus dem sie durch zwei Türen auftraten. Gemalte Coulissen zur Kennzeichnung des Schauplatzes der Handlung gab es nicht. Von der Decke hing ein schwarzes Brett herab, auf welchem die Veränderung der Szenerie mit Kreide angeschrieben wurde. Dies einfache Hilfsmittel ermöglichte und erklärte es, daß der Schauplatz in Shakespeares Dramen so oft leicht und schnell wechselte, ohne daß Pausen entstanden. So kunstlos die Bühne erschien, so üppig und verschwenderisch war die Kleiderpracht. Doch war von historischer Treue der Kostüme keine Rede. Die Helden Griechenlands und Roms traten nicht in Chiton und Toga auf, sondern in Wams und Pluderhosen mit Spitzkragen und Federhut, wie die Helden der Renaissance. Die Frauenrollen wurden von jungen Männern oder Knaben gegeben. Da man auf künstliche Beleuchtung nicht eingerichtet war, wurde nur bei Tag gespielt, in der Regel um drei Uhr nachmittags. Der Eintrittspreis betrug je nach den Plätzen 1 Penny bis 1 Schilling. Eine Fahne auf dem Dache

zeigte die Spieltage, ein dreimaliges Trompetensignal den Beginn der Vorstellung an. An das Drama schloß sich nach Art des griechischen Satyrspiels meist eine heitere Szene. Ein Clown erschien, tanzte und schlug Purzelbäume und sang komische Verse dazu. Zum Schlusse versammeln sich alle Schauspieler auf der Bühne und verrichten knieend das übliche Gebet für die Königin. Noch heute erinnert das Abspielen der Nationalhymne am Schlusse englischer Theatervorstellungen an diesen Brauch.

3. Lebensverhältnisse. Höchst spärlich sind die Nachrichten über das Leben unseres Dichters. Wir wissen nicht einmal bestimmt das Datum seiner Geburt. Wahrscheinlich ist es der 23. April des Jahres 1564, an dem William Shakespeare zu Stratford am Avon geboren wurde. Am gleichen Tage des Jahres 1616 starb er, erst 52 Jahre alt und fand in der gleichen Kirche, wo er getauft wurde, auch sein Grab, in der Dreifaltigkeitskirche seiner Vaterstadt. Den letzten Wunsch, den der Dichter auf seine Grabplatte setzen ließ, hat man heilig gehalten. Derselbe lautet:

„Mein lieber Freund, nicht störe du
Den Staub der hier liegt in der Ruh!
Heil dem, der ruhen läßt den Stein,
Doch Fluch, wer rührt an das Gebein."

Seine Gebeine sind noch heute dort, während ihm in der Ruhmeshalle der englischen Dichter, im Poetenwinkel der Westminsterabtei in London im Jahre 1741 ein bescheidenes Denkmal errichtet wurde. Ungefähr die Hälfte seines Lebens brachte Shakespeare in London zu, wo er seinen Dichterruhm begründete. Zerwürfnisse mit seiner acht Jahre älteren Frau, die er schon in seinem achtzehnten Lebensjahre heiratete und von der er drei Kinder erhielt, werden als Grund seines Wegganges von Stratford angegeben. In Wirklichkeit war es wohl die mißliche finanzielle Lage seiner Eltern und seiner eigenen Familie, vor allem aber der Drang, seine dichterischen Anlagen auszubilden, was ihn bewog, das Zentrum des politischen und geistigen Lebens des Merry Old England aufzusuchen. In London trat er in eine Schauspielergruppe ein, welche im Blackfriarstheater, in einem ehemaligen Kloster der Dominikaner (blackfriars), spielte. Bald wurde er auch Miteigentümer dieses Theaters. Er war an demselben nicht bloß als Schauspieler, sondern auch als Theaterdichter tätig, indem er teils ältere Dramen umarbeitete, teils neue schuf. Schon nach zwei Jahren seines Londoneraufenthaltes war sein Ruf als dramatischer Dichter fest begründet, so daß sich bereits der Neid zeitgenössischer Dichter und Schauspieler, welche seine Konkurrenz fürchteten, zu regen begann. So warnt Robert Green seine lockeren Genossen vor der „emporgekommenen Krähe", dem „Joannes factotum, der in seiner Einbildung der einzige Bühnenerschütterer (Shakescene) sei." Später ward er auch Miteigentümer des Globetheaters, das seinen Namen von dem über dem Eingang befindlichen Standbild des die Weltkugel tragenden Atlas herleitete. In diesen Stellungen erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen, das er teils zur Unterstützung seiner Angehörigen verwandte, teils

in seiner Vaterstadt Stratford in Grundbesitz anlegte. Seine letzten Lebensjahre brachte er in behaglicher Muße im Kreise seiner Familie zu Stratford zu. Über die Ursache seines frühzeitigen Todes wissen wir nichts, wohl aber besitzen wir sein mit zitternder Hand geschriebenes Testament. Schon im Jahre 1670 war seine ganze Nachkommenschaft ausgestorben.

4. Wissenschaftliche Bildung. Über die Unwissenheit oder Gelehrsamkeit Shakespeares ist viel gestritten worden. Um die erstaunlichen universellen Kenntnisse zu erklären, die aus seinen Dramen sprechen, läßt man ihn allerlei Berufe ausüben: Advokat, Arzt, Kaufmann, Metzger, Pferdeknecht usw., auch läßt man ihn einen weitgereisten Mann sein, der wenigstens Italien gekannt hat. Doch sind dies alles leere Vermutungen. Die Worte seines Zeitgenossen und Berufskollegen Ben Jonson: „He had small Latin and less Greek" sind so ziemlich alles, was wir über seine wissenschaftliche Bildung erfahren. In einem Zeitalter, wo selbst Frauen aus höheren Ständen des Lateinischen und Griechischen kundig waren, wo Milton, der Dichter des „Paradise lost" schon vor seinem Eintritt in die Universität das Lateinische und Griechische in Prosa und in Versen gleich fertig handhabte und sogar Psalmen aus dem Hebräischen übersetzte, wollen die angeführten Worte Jonsons nichts anderes besagen, als daß die wissenschaftliche Bildung Shakespeares relativ sehr gering war. Zum Beweise des Tiefstandes von Shakespears Bildung führt man auch die geographischen und geschichtlichen Verstöße an, die sich in seinen Werken vielfach finden. Allein dagegen ist zu bemerken, daß man in damaliger Zeit nicht so peinlich kritisch verfuhr, wie in der Gegenwart, und namentlich die Kenntnisse in der Geographie nicht so allgemein verbreitet waren, wie in unserer Zeit des Weltverkehrs und des Welthandels. Nicht Shakespeare, sondern der gelehrte Zögling der Universität Oxford, Robert Green, aus dem Shakespeare schöpfte, hat sich alle jene historischen und geographischen Schnitzer zuschulden kommen lassen, die uns im „Wintermärchen" so possierlich anmuten. Da schickt ein König von Sizilien zum delphischen Orakel, derselbe König ist mit einer russischen Kaisertochter vermählt, Böhmen und Sizilien liegen dicht beisammen, so daß in Böhmen Schiffe landen können. Was insbesondere die zahlreichen Anachronismen in seinen Werken betrifft, so ist hier Shakespeare dem Beispiel des Mittelalters gefolgt, wo alle heroischen Geschichten des Altertums von Theseus und Achilles bis auf Alexander den Großen, in Ritterbücher umgeformt und mit dem Geist und der Sitte der Zeit durchdrungen wurden. A. W. Schlegel erzählt, er habe in einer alten Handschrift vom trojanischen Kriege ein Miniaturbild gesehen, das Leichenbegängnis Hektors vorstellend, wo der mit adeligen Wappenschildern behangene Sarg in eine gothische Kirche hineingetragen wird. An solchen und ähnlichen Dingen hat man sich damals nicht gestoßen. Man ging ins Theater, nicht um Chronologie, Geographie und Naturgeschichte zu studieren, sondern um sich geistig zu erheben und das Schöne zu genießen. Welche Meinung man in Frankreich zur Zeit der Aufklärung von der Bildung Shakespeares hatte,

geht daraus hervor, daß ihn Voltaire „un énorme fumier“ nannte, und Hamlet, das tiefsinnigste Meisterwerk des Dichters, von einem „besoffenen Wilden“ geschrieben sein läßt.

Auch die sogenannte Baconhypothese, die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auftauchte und seitdem immer wieder in allen möglichen Variationen wiederholt wurde, verdankt der Meinung über die Unbildung Shakespeares ihre Entstehung. Sie fußt auf der Annahme, ein Mann aus dem weltverlorenen Städtchen Stratford gebürtig, seines Berufes Schauspieler in London, sei zu unwissend gewesen, um so gelehrte Stücke zu schreiben. Das habe nur ein so methodisch geschulter Gelehrter und scharfsinniger Forscher wie Bacon von Verulam (1561—1626), der bahnbrechende Philosoph und geniale Staatsmann leisten können. Dabei läßt man jedoch vollständig außer Acht, daß zum Dichten etwas ganz anderes gehört als bloße Gelehrsamkeit. Es gehört etwas dazu, was dem Viscount von St. Albans gänzlich abging, es ist das die dichterische Anlage, die poetische Inspiration. Auf welch wackeliger Grundlage die Baconianer ihre Hypothese stützen, hievon nur ein Beispiel. Im Lustspiel Shakespeares „Verlorene Liebesmühe“ steht das monströse Wort: „Honorificabilitudinitatibus“. Aus diesem Worte haben die Verfechter genannter Hypothese glücklich den Satz herausgedüftelt: „Hi ludi F. Baconis nati tuiti orbi“. Deutsch: „Diese Spiele, die Kinder von F. Bacon, sind der Welt aufbewahrt.“ Und das soll ein Beweis sein! Es ist bezeichnend, daß diese hirnverbrannte Hypothese dem Kopfe einer amerikanischen Dame, Delia Bacon, entstammt, die später im Narrenhause starb, uud daß in neuester Zeit der Leipziger Humorist Edwin Borrmann eine Lanze für dies literarische Unikum eingelegt hat. Mit Recht hat Ed. Engel seine Schrift gegen die Baconianer einen „Beitrag zur Geschichte der geistigen Verirrungen“ genannt.

Shakespeare war arm an theoretischer und methodischer Gelehrsamkeit, aber er besaß eine Fülle lebendiger und praktischer Kenntnisse. Mit einer Art von Intuition, wie sie dem Genie eigen ist, sah er den Dingen bis auf den Grund. Wohin der Blick des spekulativen Philosophen und des theoretischen Psychologen nicht zu reichen vermag, bis hinein ins tiefste und feinste Geäder der menschlichen Seele drang sein Seherblick und verstand es, die verborgensten Stimmungen und leisesten Schwingungen derselben zu belauschen und mit unerreichter Naturwahrheit festzubannen. Mit Recht hat man deshalb Shakespeare den „Herzenskündiger“ genannt. Seine reiche und sichere Kenntnis der realen Verhältnisse, die sich hie und da bis zu einer Vertrautheit steigert, daß man versucht ist, in ihm einen Spezialisten in der betreffenden Materie zu vermuten, erklärt sich aus der feinen Beobachtungs- und raschen Auffassungsgabe des Dichters, ferner aus dem lebendigen Verkehr mit allen Kreisen der Gesellschaft, angefangen vom Matrosen und Seefahrer, der ihm von fernen Ländern erzählte bis zum vornehmen Edelmann, der ihn in höfisches Leben und höfische Sitte einweihte. Vor allem aber bereicherte Shakespeare seinen durch die Wissenschaft unverbrauchten Geist durch Lektüre.

Die Geschichte fremder Völker und seines eigenen Vaterlandes war ihm leicht zugänglich und zwar nicht in steifer systematischer Darstellung, sondern in losen Chroniken, Legenden oder Monographien, ausgeschmückt mit jenen phantasievollen Einzelheiten, die auf das dichterische Gemüt anregend wirken. Ebenso hatte er Gelegenheit, die altheidnische Mythologie sich anzueignen, um sie nach der Sitte der damaligen Zeit als symbolische Zierart zu gebrauchen. Dabei ist es nicht notwendig, sich über die Sprachenkenntnisse des Dichters zu streiten, denn alle diese Dinge waren schon damals in mehr oder weniger guten englischen Übersetzungen zu haben.

Gerade dasjenige, was neuere Kritiker an Shakespeare tadeln, nämlich, daß ihm methodisches Denken fremd geblieben, und daß er nirgends als Träger einer bestimmten Tendenz und philosophischen Lehrmeinung erscheint, bildet nach unserer Ansicht einen seiner höchsten Vorzüge. Shakespeare spricht nicht an eine bestimmte Philosophengemeinde oder an eine religiöse Sekte, sondern wie er selbst unvoreingenommen ist, wendet er sich auch an den unvoreingenommenen Menschenverstand. Was uns bei unseren klassischen Dramatikern unangenehm berührt, daß sie ihre Kunst vielfach in den Dienst des religiösen Indifferentismus und eines einseitigen Humanitätsideals stellen, man denke beispielsweise an Lessings Nathan und Goethes Iphigenie, das ist Shakespeare noch vollständig fremd, dazu war er noch viel zu wenig „aufgeklärt“. Welt und Kirche, Natur und Gnade, Glaube und Wissen, Sitte und Recht, Gott und Unsterblichkeit, die Grundpfeiler der natürlichen und übernatürlichen Ordnung finden sich in seinen Schöpfungen unangetastet und in ungetrübter Harmonie ausgeprägt. Kein frostiges Klügeln und zweifelsüchtiges Räsonnieren macht sich bei ihm bemerkbar. Vergebens suchen wir in seinen Dramen nach einer irgendwie bedeutenden Persönlichkeit, die als sogenannter „starker Geist“ auf sich selbst gestellt und dem Himmel grollend stirbt; alle beugen sich, um Barmherzigkeit flehend, vor dem lebendigen Gott und dem ewigen Richter. Mit Recht schreibt A. Reichensperger: „Gott sei es gedankt, daß es unserem Dichter nicht vergönnt war, zu den Füßen eines Universitätsprofessors zum methodischen Denken, oder zum Träger irgend einer fixierten Idee sich auszubilden . . . Der heutzutage das innerste Triebwerk so vieler bedeutender Geister hemmende, reflektierte Gegensatz zwischen Instinkt und Verstand, Glauben und Wissen, Religion und Sittengesetz blieb seinem Bewußtsein durchgängig fremd, oder trübte dasselbe doch nicht bleibend. Verstand, Gemüt und Einbildungskraft tragen und ergänzen bei ihm sich wechselseitig wie die verschiedenen Töne eines Akkordes.“

5. Vom Handwerker zum Künstler. Wenn das griechische Drama es zu einer hohen Naturwahrheit und Vollkommenheit gebracht hat, daß es den Sturm der Jahrtausende überstand und noch heute fortlebt unter allen Kulturvölkern, so ist das ohne Zweifel dem Umstand zu verdanken, daß die griechischen Dramatiker Schauspieler und Dichter zugleich waren, daß sie nicht für die Schule, für die Lektüre, schrieben, sondern für das

Leben, daß sie für das griechische Volk dichteten und nicht für eine bestimmte Klasse, daß sie mit jedem ihrer Stücke mit mehr oder weniger ebenbürtigen Gegnern in Kampf traten, daß also jede Aufführung sich zu einem Wett-, zu einem Preisringen gestaltete. Die ganz gleichen Voraussetzungen waren bei Shakespeare gegeben, nur hat er eine noch viel strengere Schule des Lebens durchgemacht, als dies bei den griechischen Tragikern der Fall war. Er hat sich von einem dramatischen Handwerker zu einem dramatischen Künstler emporgeschwungen, der alle Genres des Schauspieles mit gleicher Souveränität beherrschte. Unter der Bearbeitung fremder Stücke fühlte Shakespeare seinen Geist wachsen, er konnte sich über keinen Stoff hermachen, ohne ihm seine Individualität aufzuprägen, ihm Geist von seinem Geiste einzuhauchen, bis er schließlich das Fremdartige als lästige Fessel empfand und sich zu eigenen originellen Schöpfungen emporschwang. Shakespeare war ein dramatischer Praktiker ganz und gar, er arbeitete seine Stücke mit beständiger Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner Bühne und seiner Zuhörerschaft aus, er erwartete seinen Nachruhm von den Hörern, nicht von den Lesern. Das ist der Schlüssel für den Bühnenerfolg der Shakespeareschen Dramen, sie sind nicht Lese- oder Buchdramen, sondern Bühnendramen. Weil sie aus dem Leben geschöpft und für das Leben geschrieben sind, so vermögen sie auch unmittelbar aus sich Leben zu erzeugen.

Aber so große Vorteile diese praktische Tendenz für die Naturwahrheit und unverwelkliche Lebensfrische auch hatte, auf der anderen Seite stehen ihr doch wieder bedeutende Nachteile gegenüber. Der Dichter verkaufte seine Dramen nicht an einen Buchhändler, sondern an die Theatergesellschaft, die sie, ohne sie dem Buchhandel zu übergeben, für ihre Zwecke nach Belieben verwendete. Allein schon damals kannte man dasjenige, was man später literarischen Diebstahl nannte. Die Dramen wurden, so gut es ging, nachgeschrieben und führten zu jenen verstümmelten Ausgaben, die unter dem Namen Quartos bekannt sind. Eine Ausgabe seiner gesamten Werke, die Folio, wurde erst sieben Jahre nach dem Tode des Dichters, im Jahre 1623 veranstaltet. Dieser Übelstand, daß der Druck sich nicht unter Aufsicht des Dichters vollzog, hat die philologische Textkritik vor eine schwierige Aufgabe gestellt, die bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst ist und wohl unmöglich zur allseitigen Zufriedenheit gelöst werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Stil und Charakter.

„Soll wieder ein denkkräftiges Geschlecht, die Voraussetzung zu einem charakterfesten, heranwachsen, so heißt es kämpfen gegen die dämmerige Nebelwelt und gegen die Passivität des Geistes, dieses traurige Erbteil unserer Schulen. Ein Hauptmittel in diesem Kampfe wäre eine allgemeine Schilderhebung gegen unsere Stillosigkeit, die uns fast unfähig macht, unsere Gedanken in logischer, faßlicher und würdiger Weise zum Ausdruck zu bringen."

P. A. M. Weiß (Die Kunst zu leben VI. 2).

Zum Leseunterricht.

Von Dr. P. Veit Gadient.

(Fortsetzung.)

Nr. 3. Ratsherr Sulzer. (1. Klasse — 1 Stunde.)

Das Stück ist nur kursorisch zu behandeln. Es soll etwas vorbereiten auf die folgenden Reise-Stücke und allenfalls auch eine Anregung geben für die Darstellung einer Fahrt „mit Roß und Wagen". Das Stück bedarf einer kleinen Einleitung.

1. Einführung. Das Kutschenfahren war schon vor 100 und 150 Jahren für groß und klein ein kostbares Vergnügen. Dieses Vergnügen konnten sich auch damals nur die Reichen und Vornehmen gestatten. Ich werde euch hier ein Stück vorlesen aus der „guten alten Zeit", wie man zu sagen pflegt. Ihr müßt euch dabei um 150 Jahre zurückdenken. Die Hauptperson in dieser Erzählung ist der Ratsherr Sulzer von Winterthur. Wir werden da hören, wie er, Frau und Tochter mit dem Vetter Hegner nach Baden hinunterfuhren. Warum wohl nach Baden? In die Kur! — Die Erzählung ist in Mundart geschrieben. Hört! —

(Bücher geschlossen. Sehr langsam und eindrucksvoll lesen bis: „gsi ums z'flicke."

2. Nachprüfen und Einprägen. Wie heißt der Herr, der die Kutsche bestellt hat? Wie heißt der Kutscher? Weißt du noch einige Merkmale der Kutsche? Der Pferde? Aussehen des Kutschers? Lesen wir weiter.

Es können folgende Abschnitte beobachtet werden:

1. Punkt am sächsi . . 2. Chum hebet Gutsche. 3. Sie chömed würkli. 4. Er wär no lang furtgfahre. 5. Grad enet der Brugg.

Nach jedem Abschnitt einige Fragen, die auf die Hauptgegenstände zurückweisen.

3. Die Gliederung und die Ueberschriften.

Schlagt das Buch auf! S. 271. Ein Abschnitt nach dem andern wird durch Angabe der Schlagwörter (Anfang und Ende) abgegrenzt. Dann die Frage: Was für eine Überschrift wollt ihr hier? u. s. w. Wir schreiben eine nach der andern ins Heft.

1. Die Kutsche. 2. Das Gepäck. 3. Die Ratsherren-Familie. 4. Abfahrt. 5. Familie Hegner.

4. Mündliche freie Darstellung kleinerer Stücke. Beschreibt mir die Kutsche! Ihr habt 3 Minuten Zeit. — Schüler A. . . Schüler B. . . dann: Der Kutscher usw.

Schriftliche Arbeiten zu Nr. 1—3.

Nachdem das Stück behandelt und die einzelnen Überschriften gegeben sind, kann eine kleine Ausführung (Wiedergabe!) als Hausaufgabe gegeben werden. Hier ein Beispiel zu Nr. 1.

Der erste Acker im Walde.

1. Das Umgraben des Waldbodens.

Sigisbert war ein Missionär. Er kam in das rätische Tal und legte da einen kleinen Acker an. Das war für den alten Mann sehr schwer. Dabei halfen ihm Rätus und Kolumbin, die er zu sich genommen hatte.

2. Die Saatkörner.

Nun ging Sigisbert in die Hütte. Er nahm von einem Balken unter dem Dache ein Säcklein hervor, das die Knaben noch nie bemerkt hatten. Rätus sprach: „Was hast du nicht alles mitgebracht." Sigisbert antwortete: „Ich hätte noch mehr mitgebracht; aber meine Schultern vermochten nicht mehr zu tragen."

3. Die Aussaat.

Jetzt gingen alle aus der Hütte. Da streute Sigisbert die Körner in die Furchen, die er gegraben hatte. Dann nahm er einen langen Ast und fuhr über diese Furchen, daß die Körner mit Erde gedeckt wurden.

4. Freude und Bedenken.

Beide Knaben hatten Sigisbert zugeschaut und wußten nicht, was er machte. Nun sprach Rätus zu Sigisbert: „Was machst du da?" Sigisbert sprach: „Aus diesen Körnern werden wir einmal Brot bekommen." Rätus sagte: „Wenn es nur schon Frühling wäre. Ich will auch schauen, wie sie aus dem Boden herauskommen." Sigisbert antwortete: „Sie werden im Herbste schon herauskommen." Rätus sprach: „Ja dann erfrieren sie ja im Winter." Sigisbert sprach: „Nein, nein, der Schnee ist eine warme Decke."

5. Diebe und Räuber.

Nun stampfen die Ziegen immer im Acker herum. Am andern Morgen machte Sigisbert einen Zaum um den Acker. Aber jetzt kamen die frechen Spatzen und pickten die Körner heraus. Kolumbin mußte sie vertreiben! Aber es nützte nichts. Er holte im Walde Tannäste und deckte den Acker zu. Jetzt konnten die Spatzen nicht so leicht dazu. F. A.

Verschiedene Herbstmotive sind zur Sprache gekommen; eine gewisse Verwandtschaft verbindet Acker und Garten. Es lassen sich leicht, ohne weitere äußere Herstellung von Verbindungen, Themen vorlegen, wie „Auf dem Acker", „Unser Garten im Herbst" und ähnlich „Eine Spazierfahrt", im Anschluß an die Erzählung vom „Ratsherr Sulzer". Da tut man vielleicht gut, einen Schüler nach dem andern anzupacken! Hast du auch schon eine Fahrt gemacht, mit Roß und Wagen? Ja! Wo war das? Wie alt warst du damals? Wer war dabei? — Erinnerst du dich noch genau an das Pferd? Wie hieß es denn? Farbe? Fuhrwerk, Fahrgäste, Reiseziel, links und rechts . . .

Methodologische Zusammenstellung und Überprüfung der Schwierigkeiten, der Arbeitswege, der Arbeitsziele und Bildungswerte.

Nr. 1. Für die verschiedenen Bruchstücke aus „Sigisbert" wird die allgemeine Grundlage gegeben. Wir haben hier ein Beispiel wie für die Bruchstücke der Zusammenhang hergestellt werden kann. — Fruchtbar ist die Gegenüberstellung der ersten Glaubensboten und der heutigen Missionäre. Gegenseitige Beleuchtung. — Ein Dichter wird eingeführt: sein Name und

Stand, seine Wirksamkeit, Entstehung seines Werkes. Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn.

In Teil 2 und 3 sind absichtlich Lesung und Besprechung zweimal angesetzt. Die methodische Mannigfaltigkeit ist genügend; es ist durchaus nicht dieselbe Arbeit. Das „Lesebuch-Heft" wird eingeführt.

Nr. 2. Im Stück „Herbst" liegt die Schwierigkeit im Sprachlichen und auch in der Nachempfindung des Gegensatzes. Daher zuerst die sprachliche Schwierigkeit lösen und zwar Satzbau auflösen und direkt die Ausdrücke behandeln. Das folgende Lesen setzt die Teile von selbst wieder zusammen. — Eine erste Anleitung in einem schwierigen Texte den Sinn zu suchen.

Herbstmorgen. Der Schüler muß sich zu den Ausdrücken aufarbeiten. — Das Diktat weist schon darauf hin, wie aus solchen Stilarbeiten der Stil sich bereichern wird. Chorlesen soll Sprachschönheit hervorheben. Sprachgehör!

In trüber Zeit. Einige psychologische Vorbegriffe! Die übrige Behandlung sehr kursorisch. Ganz erfaßt wird das Gedicht erst später.

Herbstgefühl wird von den vorhergehenden Stücken Erläuterung und Licht empfangen. Kann trotzdem nur zum Teil verstanden werden; aber dieser Teil ist wertvoll genug.

Nr. 3. Ratsherr Sulzer. Mehr als erfreuende Gabe zu bieten. Die Biedermeiermotive erst bei Mozart behandeln. Wirkt anregend für Aufsatz.

Die Wichtigkeit von Debattierübungen.

Nachdem ich beim Ferienkongreß in Freiburg eine Sitzung des Debattierklubs von Engelberg vorgeführt hatte, hielt ich auch beim nationalpädagogischen Kurs in Luzern einen Vortrag über staatsbürgerliche Rednerbildung, in welchem ich ebenfalls vorzugsweise über die Debattierkunst handelte. Es wurde bei beiden Anlässen der Wunsch an mich gerichtet, einen Leitfaden für Debattierübungen herauszugeben. Abgesehen von andern Gründen konnte ich mich nicht entschließen, diesem Begehren zu entsprechen, weil mir nur meine persönlichen Erfahrungen zu Gebote standen, und ich mir sagen mußte, daß bei den verschiedenartigen lokalen Verhältnissen unserer Schulen und Anstalten gerade hier das Wort gelte: „Eines schickt sich nicht für alle, sehe jeder, wie er's treibe". Eine Organisation, welche am einen Ort sich vortrefflich entwickelt, muß vielleicht starke Modifikationen erfahren, wenn sie auch anderswo die gleichen Früchte bringen soll. Darum erschien es mir ratsamer, die Gedanken, welche ich in Freiburg und Luzern ausgesprochen, in der „Mittelschule" einem weiteren Publikum bekannt zu machen und damit zu Versuchen anzuregen, die aber im einzelnen den jeweiligen Verhältnissen angepaßt sein sollen.

Gleich zu Anfang meiner Ausführungen muß ich einem möglichen Mißverständnis entgegentreten. Wenn ich die Wichtigkeit der Debattierübung

betone, möchte ich meine Worte nicht so aufgefaßt sehen, als schlage ich die Ausbildung in der forensischen Beredsamkeit gering an. Im Gegenteil, ich weiß ihren Wert voll einzuschätzen, ich weiß, daß ein großer Prozentsatz unserer Schüler, vorab die künftigen Theologen und Juristen ihr das größte Interesse entgegenbringen müssen, ich weiß, daß sie auch vom staatsbürgerlichen Standpunkt die allseitigste Förderung verdient, waren doch fast alle großen Staatsmänner bedeutende Redner und sind umgekehrt fast alle klassischen Beispiele der Beredsamkeit des weltlichen Forums Reden von Politikern und Staatsmännern. Ich möchte darum die Ausbildung in diesem Zweige der Beredsamkeit nicht beschränken, möchte unsere marianischen Akademien nicht durch Debattierklubs verdrängen oder ersetzen, sondern nur ergänzen.

Wenn wir im Leben Umschau halten, müssen wir bekennen, daß ein Großteil unserer Schüler höchst selten in den Fall kommt, auf der Kanzel, im Ratssaal, vor den Schranken des Gerichtes die Resultate des Rhetorikstudiums praktisch zn verwerten. An eine weit größere Zahl tritt aber die Notwendigkeit heran, in Debatten einzugreifen. Das Vereinswesen hat unabsehbare Dimensionen angenommen und wir können uns kaum eine Sitzung, geschweige denn eine Generalversammlung oder Jahreszusammenkunft denken ohne ergiebige Diskussion. Dann leben wir in der Urdemokratie, leben in einem Staatswesen, in welchem die Landsgemeinde noch eine Heimstätte hat, in welchem sozusagen jeder Gebildete einer Behörde oder Kommission angehört, die parlamentarisches Gepräge trägt. Freilich läßt sich damit nicht ohne weiters die Forderung begründen, daß das Gymnasium neben der forensischen Beredsamkeit auch die Debattenkunst zu pflegen habe; denn seine Aufgabe besteht nicht in der Darbietung jener Kenntnisse, die unmittelbar dem praktischen Leben dienen, wenn diesen nicht ein allgemein bildender Wert innewohnt. Das ist aber bei der Debatte der Fall. Sie gehört zu den vorzüglichsten Methoden einer gründlichen Einführung in einen wissenschaftlichen Gegenstand, sie fördert ein tieferes Erfassen, ein allseitiges Durchdringen des Studienobjektes. Es ist nicht von ungefähr, daß der eigentlich wissenschaftliche Betrieb der griechischen Philosophie mit der Disputation einsetzt, wie die Sophisten sie gepflegt, wie Sokrates sie übernommen, ausgebildet und an seine Schüler weitergegeben hat, es ist nicht von ungefähr, daß der Altmeister Aristoteles einen großen Teil seiner Logik die Lehre von der Disputation widmet, nicht von ungefähr, daß die Entwicklung, der Fortschritt der mittelalterlichen Scholastik Hand in Hand geht mit der Entwicklung und dem Fortschritt der Disputation. Noch im Reformationszeitalter stand die Disputation in solchem Ansehen, daß führende Männer wie Karl V. ihr die Überwindung des religiösen Zwiespaltes zutrauten. Freilich trat sie von da an immer mehr in den Hintergrund, da die Buchdruckerkunst an die Stelle der mündlichen die schriftliche Auseinandersetzung, die Buch- und Broschüren-Kontroverse treten ließ. Doch feierte sie auch nachher noch, umgeben von

einem dem Stile der Zeit entnommenen pompösen Rahmen im Schulleben der Jesuitenkollegien und der philosophischen und theologischen Hausanstalten unserer Klöster ihre Triumphe; auch nachher und zum Teil bis auf den heutigen Tag vollzogen sich die Doktorpromotionen auf Grund einer Disputation. Das Gymnasium vergibt sich also gar nichts, wenn es die Disputation, die Debatte auf sein Programm aufnimmt. Die Forderungen des wirklichen Lebens und die Ideale humanistischer Bildung geraten hier nicht in Widerspruch, sie gehen Hand in Hand.

Zwar könnte jemand, welcher die Richtigkeit der bisherigen Ausführungen zugibt, eine *besondere* Schulung in der Debattenberedsamkeit ablehnen mit der Begründung, daß die anzuwendenden Regeln dieselben seien wie für die forensische Beredsamkeit. Das ist zum Teile wahr, aber auch nur zum Teil. Gewiß, die rhetorischen Mittel, die Mittel zu belehren, zu gewinnen, zu fesseln, die Mittel zu bewegen, die Erzeugung und Benutzung der Affekte sind bei beiden Zweigen der Beredsamkeit die gleichen. Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grade von der Anordnung, der Einteilung und der Darstellung des Redestoffes sowie dem Vortrag, aber nur bis zu einem gewissen Grade. In der Debatte muß alles knapper und präziser gehalten sein, die Maße sind kleiner, in weniger Worten muß mehr gesagt werden, die Affekte steigern sich selten zu bedeutender Höhe. Zu diesen graduellen Unterschieden treten aber noch wesentliche Verschiedenheiten. Der Debatter ist nicht bloß Redner, er ist zugleich *Hörer*. Er muß es verstehen aus den Worten seines Gegners den Grundton herauszuhören. Nicht selten geschieht es, daß ein Sprecher absichtlich, um sein Ziel zu verschleiern, oder unabsichtlich die Neben- und Untertöne so kräftig mitschwingen läßt, daß es nur einem scharfen, einem geübten Ohre möglich ist, sogleich den Grundton herauszufinden, sogleich den Gedankengang des Widerpartes voll zu erfassen und seine Absichten klar zu durchschauen.

Selbstverständlich erfordert dabei die *Logik* bezw. ihre Außerachtlassung durch den Gegner fortwährende Aufmerksamkeit. Es ist oft nicht sehr schwer, das Vorhandensein eines Fehlers, eines Trugschlusses zu fühlen; das Bewußtsein, daß etwas nicht klappt, stellt sich unter Umständen rasch ein, aber, schwieriger ist es, die Natur des Fehlers festzustellen. Man sieht ohne weiteres die Geschwulst an einem Bein, aber zu konstatieren, daß sie in einem Bruch, hier einem logischen, von dieser und dieser Art an genau dieser Stelle ihren Grund hat, ist Sache des erfahrenen Arztes, in unserm Falle Sache des geschulten Kopfes.

Während ferner der Redner des Forums die Disposition seines Vortrages in langer Überlegung ausarbeiten kann, muß der Debatter die Schlachtreihe seiner Gegengründe in wenigen Minuten zum Vorstoß bereitstellen. Der forensische Redner macht sich selbst Einwürfe, türmt also selbst die Hindernisse auf, die er nehmen will. Ist er wenig gründlich, so wird er sie nicht allzu hoch aufbauen, er wird einfach überspringen, was er nicht umzustoßen vermag. Ist er gründlich, so wird er zwar keinen Einwurf von

Bedeutung unberührt lassen, aber schon in der Art und Weise, in welcher er dieselben vorbringt, wird er der Widerlegung vorarbeiten. Ein solches Vorgehen ist für den Debatter ausgeschlossen, da nicht er selbst, sondern ein Fremder die Einwendungen erhebt.

Dabei kann derjenige, der einen Vortrag hält, den Stoff aus seiner ganzen Bibliothek zusammensuchen, während der Debatter auf das Wissen angewiesen ist, das er im Kopfe trägt.

Ähnlich verhält es sich mit der formellen Ausarbeitung. Der forensische Redner kann seine Rede bis in die kleinste Einzelheit feilen und hämmern und wenn das gewünschte Kunstwerk vollendet ist, kann er es in eifriger Memorierung in sich aufnehmen, um es seinen Hörern tadellos vorzuführen. Die Debattenrede ist aber ihrem Wesen nach Stegreifrede. Und doch soll auch sie zum wenigsten in einem sauberen und fließenden Deutsch vorgetragen werden. Wohl gibt es Individuen, ja nach dem Volkswitz würde es ganze Stämme geben, bei denen die Zungenmuskeln auf den elektrischen Druck des Gedankens blitzschnell reagieren, aber die tägliche Erfahrung lehrt, daß es auch andere gibt, bei denen die Leitung nicht sehr zuverlässig ist, so daß häufig Kurzschlüsse, Schmelzungen, Stromunterbrechungen sich einstellen. Orator fit! Wie oft kann man das langweilige, störende „Äh!“ hören. Manche Leute bringen keinen Satz über die Lippen ohne „Also“, auch wenn keine Spur von logischer Schlußfolgerung vorhanden ist. Andere stehen in beständiger Reibung mit den Regeln der Grammatik; der unbestimmte Wenfall „einen“ existiert für sie nicht, und wenn sie sich an den gewundenen Knäuel eines zusammengesetzten Satzes wagen, ist von glatter Abwicklung keine Rede, da hilft nur der zerhauende Schwerthieb eines tönenden Schlußverbs. Das nur einige Beispiele wie ich sie unter meinen Schülern erlebe, die aber jeder aus seiner Erfahrung wird bestätigen und ergänzen können. Man nennt solche Dinge Kleinigkeiten, und sie sind es, aber diese Kleinigkeiten üben großen Einfluß aus auf die Wirkung des gesprochenen Wortes. Auch da braucht jeder nur wieder die eigene Erfahrung zu befragen und demjenigen, dem sie nicht genügt, mag die Geschichte der Scholastik sagen, wie schwer die Vernachlässigung der Form sich rächen kann.

Aber diese Schwächen lassen sich nicht abgewöhnen, die erwähnten Fertigkeiten, das rasche Erfassen des fremden Gedankenganges, das logische Einfühlen, die schlagfertige Antwort lassen sich nicht erwerben ohne Ausbildung, ohne Übung. Wo aber soll diese Schulung geboten werden? Der Stundenplan des Gymnasiums ist schon überreich bedacht. Wo noch Platz finden ohne zu stehlen d. h. ohne ein bestehendes Fach einzuschränken? Wie die Sache angreifen, um reges Interesse zu finden und rasch zum Ziele zu kommen? Darüber ein andermal.

B. E.

Zunftstube.

Der Urner Freiheitsbrief von 1231. Während in neuester Zeit ziemlich allgemein die Ansicht herrschte, dieser Freiheitsbrief sei eine Frucht der kaiserlichen Paßpolitik, die den Landleuten von Uri mühelos in den Schoß fiel, weist Dr. Karl Meyer im hist. Neujahrsblatt 1916, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertümer von Uri, nach, daß die Urner selbst die Initiative zum Loskauf von Habsburg ergriffen und die nötigen Geldmittel aufgebracht haben. Den Beweis führt Meyer nicht etwa aus bisher unbekannten Quellen, sondern aus dem Wortlaut des Freiheitsbriefes selbst, wobei zugleich die bisher dunkeln Stellen dieses Dokumentes selbstverständlich erscheinen. Da der Freiheitsbrief auch in der Schule zur Behandlung kommt, geben wir die wesentlichsten Gedanken der Meyer'schen Studie hier wieder. Der Ausdruck „zu eurem Nutzen und Vorteil" wie die Selbstbindung des Königs „daß wir euch niemals von uns veräußern, sondern euch stets zu unsern und des Reiches Diensten handhaben und schirmen wollen", zeigen allein schon — ich würde sagen: legen es nahe — daß die Urner es waren, die die Urkunde forderten. Doch der Brief spricht sich noch deutlicher aus: „Wir haben euch zurückgekauft und ausgekauft aus dem Besitze des Grafen von Habsburg" (vos redemimus et exemimus de possesione etc.; Öchsli: losgekauft und befreit). Ein Lehen wird aber nie zurückgekauft, es handelt sich um eine Verpfändung der Vogtei von Uri, wie sie damals an Stelle der Verlehnung immer häufiger wurde; darauf deutet auch das Versprechen hin, die Urner „weder durch Abtretung noch durch Verpfändung" zu veräußern (vel per concessionem seu per obligationem; Öchsli: durch Verleihung noch durch Verpfändung). Nun erscheint auch der zweite Teil der Urkunde im engsten Zusammenhang mit dem ersten. Die «Requisitio nostræ precariæ et solutionis» ist nicht, wie Öchsli wiedergibt, „die Einforderung unserer Vogteisteuer und ihrer Bezahlung", sondern „die Forderung (Rückforderung) unserer Leistung und Zahlung". Weil es sich um die Regelung einer ganz außerordentlichen Zahlung handelt, schickt Heinrich einen besonderen Bevollmächtigten, den Arnoldus de Aquis. „Nicht fremde weltpolitische Interessen, sondern in erster Linie der Freiheitssinn und der Opferwille des Volkes von Uri hat die Schweizerdemokratie begründet". B. E.

Übungsbücher und Präparationen? In einem Artikel „Geistige Jugendwehr" in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" 1915 S. 653 streift der Direktor des Gymnasiums zu Fürstenwalde, Dr. Georg Rosenthal, auch die Frage der Übungsbücher und Präparationen. „Die das Deutsche gefährdenden Übungsbücher" will er „aus dem Schulbetriebe ausmerzen." „Ich verfasse seit längerer Zeit überhaupt keine Extemporalien mehr, sondern lege deutsche Texte deutscher Schriftsteller vor. Im letzten Jahre habe ich u. a. die Vorrede und das 22. Stück des ‚Laokoon' (in Prima) übersetzt und Schillers Antrittsrede. Die sogenannten Probearbeiten habe ich aus Goethes

Italienischer Reise, Schillers Dreißigjährigem Krieg, Moltkes Geschichte des Krieges 1870/71 genommen." Noch weniger will der Verfasser von Präparationen zu den Klassikern hören. „Gedruckte Präparationen? Schaudernd denke ich es, daß es noch deutsche Schüler gibt, die auf diesen armseligsten aller Krücken einherschleichen." Es wäre interessant zu hören, was unsere Kollegen aus der Philologenzunft zu diesen Ansichten meinen. B. E.

Berichtigung. Ein aufmerksamer Leser weist uns darauf hin, daß im Carmen zum Lobe des hl. Gallus (Nr. 1 S. 5) die Schlußworte der Zeilen 9 und 10 beim Druck verwechselt wurden. Zeile 9 soll schließen mit fove**n**do, Zeile 10 mit coa**c**tis.

Bücherecke.

Der Mai. Illustrierte Jugendzeitschrift. Neue Folge der Efeuranken. Jahrbuch für die katholische Jugend. 25. Jahrgang. Redigiert in Vertretung von Oberlehrer Gieben, z. Zt. im Felde, durch L. Becker. gr. 4° (428). Gebunden Mk. 4,80. Volksvereins-Verlag GmbH., M. Gladbach. „Efeuranken" und „Mai" wollen nicht trocken schulmeistern, sondern mit der reiferen Jugend zwanglos plaudern und sie zugleich an Bildung und Wissen jeder Art bereichern. Zu diesem Zwecke bringt das Jahrbuch kürzere Erzählungen, Skizzen und Gedichte, bespricht die neuen Erscheinungen in Kunst und Literatur und plaudert über religiöse Wahrheiten, über Erziehung, Bildung und Standeswahl. Die Kultur der Gegenwart und Vergangenheit wird gebührend berücksichtigt. Sehr gut und zahlreich bestückt ist der „Mai" auch mit Beiträgen aus der Naturwissenschaft, aus der Länder- und Völkerkunde, aus Industrie, Technik und Verkehrswesen.

Es wird des Unterhaltenden und Belehrenden wirklich viel geboten. Man nimmt einen Jahrgang zur Hand, um sich ein freies Viertelstündchen zu verträumen und unvermerkt ist aus dem Viertelstündchen ein ganzes geworden.

Wem noch des Lebens Mai auf der jugendlichen Stirne oder im jung gebliebenen Herzen drin lacht, dem kann das Jahrbuch nur wärmstens empfohlen werden.

„Efeuranken" und „Mai" 1909—1914, fünf Bände, kosten geb. Mk. 20.

Engelberg P. Berchtold Bischof.

Labhard, J. E., Englisch für Jedermann. Praktische und grundlegende Elemente der englischen Umgangssprache des Alltags. Zürich, Aschmann und Scheller. Wer die Anfangsgründe der englischen Sprache sich angeeignet hat, wird in dem handlichen Büchlein einen reichen Schatz von Wörtern und Wendungen finden, wie er sie im täglichen Leben nötig hat. Was hier geboten wird ist nicht die Sprache der Schulgrammatik, sondern die wirkliche Sprache des englischen Volkes im täglichen Verkehr. Die Angabe der Aussprache erleichtert die Benutzung. B. E.

2. Jahrgang. Nr. 3. 4. Mai 1916.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Eine Cervantes-Stunde. — William Shakespeare. — Zunftstube. — Fronte serena.

Eine Cervantes-Stunde.

Von P. Maurus Carnot O. S. B., Disentis.

Liebe Akademiker!*)

Aber keine Cervantes-Studie! Eine solche findet ihr in der Weltliteraturgeschichte, habt wohl eine solche in Eurer Don Quixote-Ausgabe nachgelesen, wenn Ihr etwa noch zu einer trockenen Einführung und gelehrten Abhandlung Lust verspürtet, während Eure Augen noch auf den bunten Bildern ruhten, die Don Quixote Euch hergezaubert hatte.

Eine Cervantes-Stunde nur! Wir könnten sie beginnen vor dem Cervantes-Denkmal in Madrid, das die stolze Inschrift trägt: Princeps scriptorum Hispaniæ. Doch wenn wir diesen Dichternamen hören, schauen wir am schicklichsten nach Lepanto hin. Lepanto ist der Ort, den der Dichter selbst in seinem Leben nie aus den Augen verlor; die Schlacht bei Lepanto am 7. Oktober 1571 bleibt als eiserner Bestandteil der Geschichtskenntnisse eines Gymnasiasten auch uns immer gegenwärtig. Dort und an jenem Oktobertage finden wir Miguel Cervantes Saavedra, als gewöhnlichen Seesoldaten des Helden Johann von Österreich. Er lag bei Beginn der Schlacht am Fieber darnieder; seine Kameraden und auch sein Hauptmann hätten den Kranken am liebsten in der Cajüte geborgen gewußt und hätten ihm niemals den Vorwurf der Feigheit gemacht. Doch Cervantes wollte an die Sonne, wollte das Ringen der spanischen mit der türkischen Flotte mitansehen, mitmachen. Sein Wort war: „Ich will lieber für Gott und meinen König sterben, als mir durch Feigheit meine Gesundheit erkaufen.“ Er wählte sich den gefahrvollsten Posten aus; er kämpfte auf dem spanischen Schiffe, das allein fünfhundert Türken in die roten Wellen versenkte, das Admiralsschiff von Alexandrien enterte und die ägyptische Reichsfahne erbeutete. Cervantes zahlte seinerseits den Sieg teuer: von drei Schüssen, die ihn trafen, zerschmetterte einer ihm die linke Hand, die er für immer verlor. Diese Verstümmelung betrübte ihn nie; ihrer gedenkt er, wo er lange nachher zu

*) Akademie „St. Scholastika“, Disentis. Zum 3. Centenarium des Todestages Cervantes, 23. April 1616.

seinen Musternovellen eine Vorrede schrieb, in der er sagte, er freue sich dieser Zierde, da er sie bei der ruhmvollsten Begebenheit, die sowohl vergangene Jahrhunderte geschaut als die kommenden Jahrhunderte sehen werden, davongetragen habe. Ihm blieb noch die rechte Hand, mit der er seinen Namen in die Weltliteratur einschreiben sollte. Der 24jährige Seeheld — er war geboren im Oktober 1547 — sollte noch 44 Jahre vieler Erdenleiden und reicher Erntefreuden durchleben, denen wir gern ein Stündchen unserer Aufmerksamkeit weihen.

* * *

Motto: „Es ist nicht möglich, dem Gelehrten und Kenner etwas Neues über Cervantes zu sagen. Und gleichwohl muß man nicht aufhören und nicht müde werden, immer wieder von ihm zu reden."
Reinhold Baumstork im Jahre 1868.

I. Wenn von einem, so gilt von Cervantes die Bemerkung eines Dichters, daß das Leben selbst eigentlich seine „Gesammelten Werke" darstelle. Diese sind bei Cervantes voll von Erlebnissen und Anspielungen, die allerdings nur bei wiederholter Lesung und bei liebevollem Nachgehen sich vor Augen stellen, aber dann um so nachhaltiger wirken. Der Dichter legt manchmal einem Pflastertreter und Gauner, ein andermal einem Lizentiaten Sentenzen auf die Lippen, die oft wie bitter anklagende, noch öfter wie schalkhaft bemerkende Zungen aus den eigenen Lebenserfahrungen herausklingen. —

Also vorerst ein knappes Curriculum vitæ! Die Familie Cervantes stammt aus Galizien, war adelig, verwandt mit Leons Königshaus, berühmt durch Heldennamen aus der Zeit der Maurenkriege; ja, der Stifter der Linie, welcher der Dichter ein monumentum aere perennius errichtet hat, wurde bei der Erstürmung von Sevilla durch König Ferdinand d. Hl. ausgezeichnet und vermählte sich mit einer Tochter des Hauses Saavedra, woher der Doppelname Cervantes-Saavedra stammt. Des Dichters Eltern, Rodrigro und Leonar de Cortinas lebten zu Alcala in recht bescheidenen Verhältnissen und Miguel war von vier Kindern das jüngste.

Aus des Dichters Miguel Cervantes Jugendzeit wissen wir nicht mehr und nicht weniger als von einem Gymnasiasten, von dem man nach drei Jahrhunderten auf Erden kaum den Namen noch vorfinden wird. Miguel studierte etwas, besuchte etwas mehr das Theater, was in Spanien damals zum Leben gehörte, und machte noch viel mehr Verse, die wahrscheinlich nicht einmal einem Professor unter die Augen kamen. Und doch, endlich! Er zählte zweiundzwanzig, als sein berühmter Lehrer, Lope de Hoyos, eine Anthologie auf das Grab der Gemahlin Philipps II., Elisabeth von Valois, niederlegte; sechs Blumen, vulgo Gedichte, stammten von Cervantes.

Das war für den jungen Dichter aber kein Grund, sich ganz der Poesie, der brotlosesten aller Künste, wie Heine sie nennt, zu widmen. Er wollte vorerst leben und ging mit dem Prälaten Acquaviva als Kämmerling nach Rom. Rom, wo vor ihm der etwas anrüchige spanische „Dramatiker"

Torres Naharro böse Dinge zurückließ und böse Dinge mit sich nahm, blieb dem edlen, bis ins Mark katholischen Cervantes immer eine Stadt gleich edler Erinnerungen. Nun regte sich in seinen Adern Soldatenblut! Das Ahnenblut. Er zog zur Flotte des Johann von Österreich nach Messina und stellte sich so in den Dienst der „Heiligen Liga". Er spricht dabei den für Studenten und Lehrer schmeichelhaften Gedanken aus, daß die „Gelehrten auch gute Soldaten" sind. Er wenigstens hat es bewiesen, glänzend bewiesen am glorreichen Oktobertag bei Lepanto.

Aus dem 1. Teil Eures Don Quixote werdet ihr, liebe Akademiker, erfahren haben, daß der Verlust der Hand ihn nicht vom Soldatenberuf wegziehen konnte. Doch sein Los sollte ein schweres werden: als Piratenbeute kam er nach Algier in eine fünfjährige Leidensschule. Der „verkrüppelte Sklave" blieb aber seinem hl. Glauben und seinem Spanien treu, ja, plante eine Befreiung der Tausenden von Christensklaven. Erst 1580 wurde er durch Ordensleute befreit und ihrer wollte er in seiner Novelle „Die Spanierin in England" in Dankbarkeit gedenken.

Was nun in seinem Leben folgt, paßt schlecht zum Denkmal in Madrid, zum Fürstentitel! Der arme Cervantes selbst hätte, wär's möglich gewesen, auf das Denkmal wohl lieber und mit Recht die Worte der Schrift gesetzt: „Vertraut nicht auf die Fürsten und Mächtigen, bei denen das Heil mit nichten wohnt!" Arm und vergessen diente er dann in der Folge seiner Heimat als Soldat, als Steuereinnehmer und ohne Amt. Seine Gemahlin aus Castilien teilte mit ihm die Entbehrungen der langen Jahre.

II. Zürnen wir aber nicht den Fürsten und Mächtigen, die unseren Cervantes nicht mit goldenen Ketten an Hof und Großstadt fesselten! Freuen wir uns vielmehr, daß er hinaus mußte auf das Land, wo in Spanien wie überall die Quellen der Poesie reicher und heilsamer fließen! In schönen Andalusien hat Cervantes sein Bestes empfangen und gegeben. Freilich blieben Sevilla, Granada mit Alhambra, Vallodolid ihm nahe, wirkten auf seinen schaffenden Geist, waren ihm, da er ganz bodenständig war, mehr als bloß ein Weimar der Umrahmung.

Cervantes war wirklich kein Hofmann, hat der Gunst der Hohen nichts, gar nichts zu verdanken. Wenn er dennoch, nicht sein Hauptwerk, aber vielleicht sein Wertvollstes, den Band seiner „Musternovellen", einem Fernandez de Castro, dem vielfachen Grafen, widmet, so bemerkt er ebenso richtig als stolz, daß es wenig frommen möchte, ein verfehltes Buch in den Schatten der Keule des Herkules niederzulegen.

Cervantes führte sich selber ein, überall mit Glück, außer in der dramatischen Kunst, wo er, wie es scheint, nicht recht Boden gewinnen konnte. Es ist köstlich, wie er auch sein Äußeres dem „geliebtesten Leser" darstellt: er sei ein Mann mit dem Adlergesicht, mit dem kastanienbraunen Haar, mit der freien und heitern Stirn, mit frohsinnstrahlenden Augen, der gebogenen, gutgebauten Nase, mit einem Silberbart, der vor zwanzig Jahren sogar ein Goldbart gewesen sei. Dann schildert er den Erzählermund: er

sei von einem mächtigen Schnurrbart beschattet, klein, im Besitze von einem Halbdutzend einander fernstehender Zähne. Weder groß noch klein sei der Mann selbst, nicht sehr braun, nicht schulterstark, nicht schnellfüßig. — Dann aber erzählt er — alles in der Vorrede zu den Novellen — seine Werke auf und vergißt nicht die Seeschlacht bei Lepanto und die dort erhaltene Auszeichnung; er hört die siegreichen Banner des Sohnes Karls V. rauschen, alles: glücklichen Andenkens.

Wahrlich, eine einzigartig klassische Einführung seiner selbst! Aber der Novellist hat noch etwas auf dem Herzen, das er sagen muß und das auch den jetzigen, besonders noch nicht ganz maturen Lesern der Novellen — und wer ist den Jahren nach matur? — gesagt sein soll. Er wollte sich lieber die Hand abhauen lassen, die die Novellen schrieb, als annehmen zu müssen, das Lesen der Erzählungen könnte den Leser zu irgendeinem bösen Wunsch oder Gedanken verführen; er stehe im 64. Lebensjahre und spiele nicht mit dem Leben anderer! —

III. Wer mit dieser Erklärung — Cervantes kannte das l'art pour l'art nicht — die vielen Liebesgeschichten durchgeht, dabei bedenkt, daß der Spanier kein Nordländer ist, der wird staunen, wie der Dichter sein Wort hält, daß er nicht spielen wolle, nicht spielen wolle mit den unzerbrechlichen Gesetzen der Sittlichkeit. Wie weit ist's von Cervantes bis hinunter zu Paul Heyse, um nur einen Schulnamen zu nennen!

Einige Beweise dafür! Ihr alle kennt C. M. v. Webers Preziosa. Preziosa ist die erste Novelle in der Reihe der novelas ejemplaras. Ist sie nicht ein Loblied auf die Reinheit für jeden, dem nicht die Weste vor Liebe feuerrot brennt, wie Heine meint! Wenn die wirkliche Preziosa, obwohl der Liebling aller, doch so unbescholten und durch ihre kindliche, naive Reinheit bezaubernd, über alle gefahrvollen Stege zur kirchlichen Trauung schreitet, so gibt sie selbst eine Erklärung, die eine gute Regel bildet: „Wo ihrer viele sind, braucht man nicht in Angst und Sorge zu sein, beleidigt zu werden. Merke dir das, Christina, und sei überzeugt, daß ein Mädchen, das wirklich entschlossen ist, tugendhaft zu sein, unter einer Armee von Soldaten dies ausführen kann. Es ist wahr, die Gelegenheiten soll man fliehen, aber mehr die geheimen als die öffentlichen."

In einer andern Novelle („Der edle Liebende"), die auf Cypern und Sizilien spielt, hat sich Reinheit und Schönheit der Leoniſſa wunderbar verschwistert, während wieder eine andere („Die Spanierin in England") der Tugend die Palme über die Schönheit zuerkennt, was deutlich genug den sittlichen Ernst bekundet, den der Dichter nicht verletzt und im Leser stärken will. Es gibt wohl kaum eine lieblichere Erscheinung in der Weltliteratur als Constanzchen mit dem Osterantlitz in der 8. Novelle. Es wäre ganz gut, gut für Stadt und Dorf, Cervantes' Schilderung vor Augen zu haben gegenüber moderner Mode und Unnatur, gegen die selbst der Mörser und das Elend des Weltkrieges vergeblich zu

Felde ziehen. Constanze ist „Die vornehme Dienstmagd“. Zwei Edelleute, Freunde, werben um sie, verwandeln sich aus Liebe in einen Hausknecht und einen Wasserträger („Metamorphosen, würdig, allen Verwandlungen des großnasigen Sängers Ovidius vorgezogen zu werden,“ meint Cervantes schalkhaft). Aber Constanzchen? Die beiden Verwandelten sahen sie aus der Wohnung ihrer Herrschaft treten im Glanze solcher Schönheit, daß sie alle Beschreibungen, die der Maultiertreiber von ihr gegeben hatte, für rückständig halten mußten. Sie trug einen Rock und ein Leibchen aus grünem Tuch; das Leibchen war ausgeschnitten, aber das Hemd eng am Halse geschlossen, der Kragen gekräuselt und mit schwarzer Seide gestickt. Umgürtet war sie mit einem Franziskanerstrik, und am weiten Gurt hing ein großer Schlüsselbund. Mit weißen Seidenbändern waren die Haare durchflochten, und die Zöpfe, zwischen Kastanienbraun und Goldblond, hingen über den Gürtel hinab. Als sie aus der Wohnung der Herrschaft trat, machte sie das Zeichen des Kreuzes und verneigte sich voll Andacht und Ruhe vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau, das an einer Wand des innern Hofraums hing. Als sie die Augen aufschlug und sah, daß die beiden sie betrachteten, zog sie sich im nämlichen Augenblick in den Saal zurück. — Und nun, liebe junge Freunde, die Frage: was würde ein „moderner Künstler“, der „ziehen“ will, aber sicher nicht in das dritte Jahrhundert seines Ruhmes hinüberziehen wird, mit Constanzchens Bild machen? Einiges ausradieren, anderes hinzuschmieren!

Mir scheint, in der Behandlung des Stoffes, an den viele mit ungeschickten und zerstörenden, die meisten aber mit frechen und beschmutzenden Händen herantreten, ist Cervantes noch über Calderon, so tief er als Dramatiker unter ihm steht. Ich wenigstens kenne in der Literatur kein Beispiel, wo das Thema der Liebe in seinen heikelsten Kapiteln so künstlerisch und dabei so moralisch behandelt wurde, wie in den beiden Novellen Cervantes: „Der Eifersüchtige von Estremadura“ und besonders in der „Leocadia“. Freilich blieb es der großen Dichterin Österreichs und Großdeutschlands, Enrica von Handel-Mazzetti, vorbehalten, uns in ihrer „Stephana Schwertner“ eine so große und liebliche, so tapfere und zarte, so tatkräftige und innerliche Frauengestalt vor Augen zu stellen, wie weder die Klassiker (warum heißen sie nicht Humanisten?) noch die Romantiker der Weltliteratur eine gleichartige geschildert haben, eine Gestalt, vor der Cervantes bewundernd ausrufen möchte: „Ihr die Palme der Schönheit und Reinheit!“ Aber die Leocadia-Novelle, die sechste der Musternovellen Cervantes', die darstellen muß, wie Leocadia von einem ungebundenen jungen Adeligen geraubt und mißhandelt wird, ohne ihre Unschuld und Ehre zu verlieren, ist, so uralt und so modern sie ist, die klassische Verurteilung der sog. freien Liebe, die klassische Bestätigung des Wortes Job im Munde des frechen Sünders: „Ich bin mir selbst zur Last geworden,“ die Bestätigung der uralten Wahrheit, daß die Sünde noch niemals einem Herzen wahres Glück gebracht hat.

IV. Freuen wir uns, im Spanier des katholischen Glaubens, der dort

wunderbar wie ſonſt nirgends das ganze Leben durchdrang, im Spanier, der ein Mitglied der Bruderſchaft des hlſt. Sakramentes war, den Meiſter in der Novelle zu beſitzen, ihn, der die Muſternovelle begründet und gekrönt hat! Was verſchlägt es, daß der Dramatiker Cervantes, zeitlich zwiſchen Lopa de Vaga und Calderon, keinen Platz an der Sonne erobern konnte? Wir dürfen nicht vergeſſen, daß die caſtilianiſche dramatiſche Poeſie auch ohne ihn faſt unendlich reich iſt. Adolf Friedrich von Schack bekennt, er habe mehr als 1000 bedeutende ſpaniſche Schauſpiele ſelbſt geleſen; der gleiche Kenner der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien iſt aber der Anſicht, daß Cervantes' verfehlte Schauſpiele keine Perſiflage ſein wollten, ſondern eben nur eine wohlgemeinte Nachahmung des großen Lope de Vega; doch ſeien ſeine Zwiſchenſpiele nicht ohne Sinn und Geſchick, worüber wir aber nicht urteilen können. Das tun zu wollen, wäre wie unverzeihlicher Zeitverluſt und eine Torheit, da, als Cervantes die Augen ſchloß, ſchon Calderon, der Allergrößte, auf dem Platze war.

V. Um dem Bilde Cervantes' noch ein Strichlein beizufügen, mögen hier einige Eigentümlichkeiten und Sentenzen, alſo ein Dutzend Leſefrüchte, ſtehen.

1. „Iſt es denn ſo ſchlimm, ein Dichter zu ſein?" fragt Preziosa. Und die Antwort lautet: „Es iſt nicht gerade ſchlimm, aber Dichter zu ſein und ſonſt nichts, halte ich auch nicht für ſehr gut." Doch hält Preziosa es für ein größeres Wunder, wenn ein Dichter ihr einen Taler ſchenkt, als wenn ſie ihn annimmt.

2. „Der Lizentiat Vidriera" (5. Novelle), der durch ein wider Willen eingenommenes Zaubermittel zur Meinung kommt, er ſei von Glas, dabei aber reich an Sentenzen iſt, beantwortete die Frage, was er von den Dichtern halte: „Von ihrer Kunſt ſehr viel, von ihnen ſelber gar nichts."

3. Von den Schulmeiſtern meint der gleiche Glas-Philoſoph: ſie ſeien glücklich, weil ſie es immer mit Engeln zu tun hätten, wenn nur dieſe Engelein keine Rotznaſen hätten.

4. Der Schweizer Tapferkeit muß damals in Spanien volkstümlich geweſen ſein; denn in der genialen Lumpennovelle „Rinconete und Cortadillo" ſteht's: „Sich vor einer ganzen Armee Schweizer nicht ergeben!"

5. Andaluſiſche Spitzbuben, wie Cervantes ſie ſchildert, hält der vielgereiſte und ſcharfblickende Reinhold Baumſtark für beſſer als moderne Halunken. Die beiden Andaluſier wenigſtens, die an den Fingern einen Trauerrand und Strümpfe aus eigener Haut hatten, waren köſtliche Menſchen, wenn ſie ſich gegenſeitig „Ew. Gnaden" titulierten. Oder nicht?

6. Bei Cervantes merkt man nichts von der ſpaniſchen Inquiſition; ſonſt hätte er die Todfeindin Spaniens, Eliſabeth, nicht beſſer darſtellen dürfen als ſie wirklich war.

7. Was ſpaniſch war, war Cervantes lieber als das geſchminkte Fremdländiſche. Selbſt über den Sarabandatanz urteilte er milder als Pater Mariana, der ihm mehr Unheil als der Peſt zuſchrieb. Auch ſchildert Cer-

vantes gern Tänze bei kirchlichen Feierlichkeiten. Nach Schack zu schließen, wären spanische Tänze feiner und kunstvoller als die modernen, wohl deshalb weniger gefährlich.

8. In allen Novellen, wo sonst Menschliches und Weltliches sich sehr mit der Religion verquickt, findet man keinen Aberglauben, keine Zauberei, keine Hexen beim spanischen Volk. Wo so etwas hineingetragen wird, müssen die Zigeuner herhalten, das Volk, das zwischen Ja und Nein nicht unterscheidet und lieber zu den Märtyrern als zu den Bekennern zählt.

9. Die Studenten werden als leicht und leichtsinnig, nicht als schlecht geschildert. Von den zwei tugendhaften Herumstreichern, die Constanze den Hof machen, hat der eine zum Vergnügen 3 Jahre lang zu Salamanka griechische und römische Literatur studiert. Und von Salamanka heißt es im „Lizentiaten Vidriera“: „Die Dame in Salamanka (fast wie bei „Dame Luzifer“ der Romantiker! Der Setzer.)! Ihrem Lockruf folgten sogleich alle Vögel des Ortes, und es bliebe kaum eine Studentenmappe übrig, deren Besitzer ihr nicht den Hof gemacht hätte.“

10. Cervantes Heimatliebe! Sein Trost in der schlimmen Gefangenschaft war die Erinnerung an die schöne spanische Heimat; frei geworden, entnahm er den Stoff, die Gestalt, das Kolorit, den Duft für seine Schöpfungen.

11. Calderonisch ist Cervantes in der Kunst, das Tragische und Komische miteinander zu verbinden. Ein Beispiel von hunderten. Im Eifersüchtigen von Estremadura spielt sich die ergreifende Szene ab, wie der verzweifelnde und am Schluß edle alte Gemahl über die jugendliche Gemahlin, die nur in Gedanken gesündigt hatte, urteilt, während Tränen fließen; unterdessen liegt der harmlose Neger Luis im Todesschweiß auf seinem armseligen Lager, „ließ aber nicht ab, die Finger über die Saiten seines Instrumentes gleiten zu lassen, so groß war — hole ihn der Kuckuck! seine Leidenschaft für die Musik.“

12. Es ist unnötig zu bemerken, daß Cervantes, der Tiefreligiöse im Leben und Dichten, den wohlfeilen Spott über das Religiöse nicht kannte und ihn als bloßes Reizmittel zu gebrauchen verschmähte.

* * *

Der Todesengel begegnete dem großen Dichter auf der Reise und mahnte ihn, nach Hause zu gehen, um zu sterben. So schrieb er dann sein berühmtes Lebewohl: „So lebt denn wohl, ihr Scherze, lustige Laune, lebe wohl! Lebt wohl, heitere Freunde, ich fühle, daß ich sterben muß und habe keinen anderen Wunsch, als euch glücklich in jener Welt wieder zu sehen.“

Wir suchen vergebens die äußere Machtstellung Spaniens von früher, und man hat schon der katholischen Religion daraus einen Vorwurf machen wollen. Aber die geistigen Schätze eines Lope de Vega, eines Cervantes, eines Calderon sind doch mehr als menschenmordende Heere und Flotten, mehr als all die „Segnungen“ der modernen Kultur.

William Shakespeare.

Zur 300-jährigen Wiederkehr seines Todestages, am 23. April 1916.

Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Sarnen.

2. Die Kunst Shakespeares.

1. Jugendgedichte. Man hat die nichtdramatischen Werke Shakespeares unter dem Titel „Jugendgedichte" zusammengefaßt. Veranlassung hiezu bot wahrscheinlich sein Gedicht „Venus und Adonis", das der Dichter selbst als den „ersten Sprößling seiner Erfindung" bezeichnet. Die anderen nichtdramatischen Arbeiten Shakespeares hat man dann einfach unter die gleiche Rubrik gebracht, obwohl ihre Entstehung jedenfalls mit seinen dramatischen Schöpfungen parallel läuft. „Venus und Adonis" schildert die Liebe der Venus zum schönen Adonis und dessen Tod durch einen Eber nach Ovids Metamorphosen. „Lucrece" hat die Vergewaltigung der Lucretia durch einen Sohn des Tarquinius Superbus und den dadurch herbeigeführten Sturz des römischen Königtums zum Gegenstand. Diese beiden Gedichte sind dem Grafen von Southampton gewidmet. Ferner besitzen wir von Shakespeare 154 Sonetten. Man hat denselben zu viel historischen Wert beigelegt, indem man sie gewissermaßen als Tagebuch über die Vorgänge im Leben und in der Seele des Dichters ansah. Mögen auch einzelne Anklänge an Selbsterlebnisse in diesen Gedichten vorkommen, im ganzen wird doch immer Delius recht behalten, welcher sagt, sie seien „freie Erzeugnisse einer dichterischen Phantasie, welche die Verhältnisse erst fingiert, um sie dann poetisch zu behandeln". Wahrscheinlich wollte sich der Dichter wie in den beiden vorerwähnten episch-lyrischen Schöpfungen auch als Meister in der aus Italien nach England eingeführten höfischen Modedichtung betätigen und sich dadurch als salonfähig zeigen. Schon in diesen sogenannten Jugendgedichten zeigt sich die poetische Kraft Shakespeares, und hätten wir von ihm nichts anderes, so würden ihm schon diese Schöpfungen einen hervorragenden Platz in der englischen Literatur sichern. Anderseits weisen sie bedeutungsvoll auf die Lebensarbeit des Dichters hin. In den beiden episch-lyrischen Gedichten verrät die Wahl des dramatischen Stoffes und der tragische Ausgang den großen Tragöden; der feine, weiche Schmelz der Lyrik in den Sonetten weist auf jene Perlen lyrischer Einschiebsel hin, wie sie uns beispielsweise im „Kaufmann von Venedig" und in „Romeo und Julia" begegnen.

2. Dramen. Die Ästhetik des Elisabethanischen Zeitalters, die streng zwischen dichterischen Werken (works) und Bühnenstücken (plays) schied, sah in der vorerwähnten Kunstpoesie Shakespeares eigentliche Größe begründet. Hingegen heutzutage redet man fast nur mehr von Shakespeares Dramen. Wie bei anderen großen Dichtern, ist es auch bei Shakespeare üblich geworden, nach einer festgelegten Schablone drei Perioden literarischen Schaffens zu unterscheiden: eine aufsteigende Periode, eine Glanzperiode und eine Periode des Niederganges. Innerhalb dieser drei Perioden sucht man dann, so gut es geht, die 36 als echt befundenen Dramen des Dichters unter-

zubringen. Allein zwei Schwierigkeiten stellen sich diesem schulmäßigen Verfahren entgegen. Erstens fehlen über die Abfassungszeit der meisten Stücke bestimmte Daten, zweitens fällt die Wirksamkeit des Dichters in die reifen Mannesjahre und bricht zu einer Zeit ab, wo von einem Erlahmen poetischer Kraft nicht wohl gesprochen werden kann. Ebenso anfechtbar wie die chronologische ist auch die formelle Einteilung der Spiele in Tragödien, Historien und Komödien, weil in einzelnen Stücken die diesen Typen wesentlichen Merkmale zu wenig ausgeprägt sind. So können z. B. die älteren Historien mehr den Tragödien, die jüngeren mehr den Komödien zugeteilt werden, wobei unter Komödien allerdings sämtliche Spielarten des Dramas vom ernsten Schauspiel bis zur ausgelassenen Posse zu verstehen sind. Eine logisch und sachlich einwandfreie Einteilung wird sich wohl kaum finden lassen. Am ehesten wäre dieselbe noch nach den Stoffen möglich, aus welchen der Dichter seine Dramen geformt hat. Er holte seine Stoffe ebenso aus dem sonnigen Süden, wie aus dem nebligen Norden, aus dem heidnischen Griechenland und Rom, wie aus dem christlichen Italien, wo drei seiner Glanzstücke spielen: „Der Kaufmann von Venedig", „Othello" und „Romeo und Julia". Leicht hingeworfene italienische Novellen der Frührenaissance lieferten das Material zu diesen unsterblichen Schöpfungen, wo die echt italienische Stimmung sich so getreu widerspiegelt, daß man einen längeren Aufenthalt des Dichters in Italien annehmen zu müssen glaubte. Die Römerdramen sind den Lebensbeschreibungen des griechischen Schriftstellers Plutarch entnommen, die Quelle für die englischen Historien, sowie für Macbeth und König Lear bildet Holinsheds Chronik, für Hamlet lieferte in der Hauptsache der dänische Chronist Saxo Grammaticus den Stoff. Nur ganz wenige Dramen, wie der „Sommernachtstraum", „die lustigen Weiber von Windsor" und „der Sturm" scheinen ganz auf eigener Erfindung des Dichters zu beruhen.

3. Dramatische Technik. Die vielen Vorzüge und Schönheiten des Shakespeareschen Dramas gebührend zu würdigen, fehlt uns der Raum. Wir können sie bloß andeuten und handeln kurz über Sprache und Vers, Bilder und Vergleiche, Pathos, Charakteristik und Aufbau.

a. Sprache und Vers. Die Sprache Shakespeares ist geistreich, packend und originell. Er schöpfte seine Sprache nicht aus Büchern, sondern aus dem frisch pulsierenden Leben und dem unversieglichen Born seines reichen Geistes, und ist dadurch einer der größten Sprachschöpfer und Sprachkünstler der englischen Literatur geworden. Shakespeares Sprache ist auch heute noch nicht abgegriffen und abgeschliffen, sondern sie dient immer noch zur Erneuerung und Verjüngung des weltbeherrschenden englischen Idioms. Sie artet nie in Unnatürlichkeit und Künstelei aus, sondern sie ist auch heute noch ein unübertroffenes Muster, sowohl in der Darstellung des Hohen und Erhabenen, als auch des Gefälligen und Zarten. Für alle Skalen menschlicher Empfindung stehen Shakspeares Weltlyra die Töne zur Verfügung. Sie klingt ebenso harmonisch an zu heiterer Gemütlichkeit wie zu stolzer

Würde, zu regsamem Frohsinn wie zu feierlichem Ernst, zu schmelzender Sehnsucht wie zu feuriger Begeisterung.

Der reimlose Jambus, der sogenannte Blankvers, den Shakespeare zwar nicht erfunden, wohl aber weiter ausgebaut hat, besitzt eine überaus große Anpassungsfähigkeit und läßt sich beliebig hinauf- und herabstimmen, ausdehnen und einschränken. Er schmiegt sich dem vertraulichen Gesprächston ebenso innig an wie dem hohen erhabenen Gedanken, eignet sich ebenso für die weichste lyrische Stimmung wie für donnerndes rhethorisches Pathos, läßt sich in kernhafte Gedrängtheit einfügen wie in behagliche Entfaltung ausbreiten. Shakespeares Jamben sind bald harmonisch und volltönend, bald unregelmäßig, mit scheinbaren Dissonanzen durchsetzt, immer aber mannigfaltig und dem Inhalt angemessen, bald leicht beflügelt forteilend, bald mit mit gewichtigem Nachdruck auftretend. „Selbst die Unebenheiten in Shakespeares Versbau sind ausdrucksvoll. Ein abgebrochener Vers oder ein plötzlich wechselnder Rhythmus trifft mit dem Stocken des Gedankenganges oder dem Eintritt einer andern Gemütsstimmung zusammen" (Schlegel). Shakespeare war von der richtigen Überzeugung geleitet, daß eine allzu geregelte Versifikation für das Schauspiel nicht taugt, sondern auf der Bühne eintönig und einschläfernd wirkt, durch die zerhackte unregelmäßige Form sollte das Interesse des Zuhörers gespannt und der dramatische Effekt gesteigert werden.

Prosaische und versifizierte Reden wechseln in seinen Stücken ab. Im allgemeinen hat der Vers einen viel weiteren Spielraum, allein es finden sich viele Szenen und Partien, die ganz in Prosa abgefaßt sind. Prosa und Vers dient dem Dichter vielfach dazu, Stand, Charakter und Seelenstimmung seiner Personen zu markieren. Leute aus dem Volke, wie gewöhnliche Bürger, Bauern, Soldaten, Matrosen, Diener, Narren und Possenreißer sprechen fast ausnahmslos nicht die gehobene Sprache des Verses, sondern die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Es kommt vor, daß er dieselben Personen zu verschiedenen Zeiten die erhabenste Sprache führen und dann wieder im gemeinsten Volkston sprechen läßt, je nachdem sie sich in einer Situation und Gemütsverfassung befinden. Anders spricht Hamlet, wenn er den Geist seines Vaters beschwört, anders, wenn er den Schauspieler unterrichtet, oder sich auf die Späße des Totengräbers einläßt. Anders spricht Casca im „Julius Cäsar", wenn er in possierlichem Tone die Krönungsszene schildert und wenn er in gewaltiger Rhetorik die Schrecken der Natur malt. Ja es kommt sogar vor, daß der Dichter in derselben Rede die Prosa in die Poesie übergehen läßt und umgekehrt. Bei näherem Zusehen wird man auch eine solche auffallende Änderung in der Natur der Sache begründet finden.

Auch der Reim, welchen wir nicht selten am Schlusse von Szenen und längeren Reden bemerken, ist absichtlich gewählt, er soll den Abschnitt stärker hervorheben und ihm eine gewisse Abrundung geben. Sinnreiche und antithetische Sprüche werden gern durch Reime gehoben. Fortlaufende Reime findet man an Stellen, wo Feierlichkeit und theatralischer Pomp angemessen ist, z. B. bei der sogenannten Maske im „Sturm" und bei dem im „Hamlet" auf-

geführten Schauspiel. In anderen Stücken, z. B. im „Sommernachtstraum“ und in „Romeo und Julia“, zum Teil auch im „Kaufmann von Venedig“ bringt der Dichter häufig den Reim zur Anwendung, weil die Personen vielfach in einer weichen musikalischen Stimmung reden, die sich nicht selten zum Liede erhebt. Diese mitten in die dramatische Handlung eingestreuten Liedchen ersetzen gewissermaßen den Chor des antiken Dramas. Sie sind meistens süße kleine Spiele und ganz Gesang, so daß man bei der Lektüre unwillkürlich eine Melodie mitklingen hört.

So handelt Shakespeare bis in die kleinsten Details der Form nicht nach Laune und Willkür, sondern als echter Künstler überall nach inneren Gründen. Alle seine Schöpfungen tragen das unverkennbare Gepräge seines mächtigen, originellen Genius. Aber niemand ist weiter davon entfernt als er, sich an eine Schablone zu binden oder in Manieriertheit zu verfallen. Ton und Farbe der Darstellung richtet sich überall nach der Beschaffenheit des Gegenstandes. Jede seiner Dichtungen ist auch inbezug auf Sprache und Stil eine Welt für sich, ganz anders als bei manchen modernen Dichtern, wo ein Stück dem anderen gleicht, wie ein Ei dem anderen.

b. Bilder und Vergleiche. Eine der schönsten Zierden Shakespeareſcher Dichtung ist die wunderbare Fülle von Bildern und Vergleichungen, die dem Dichter für immer einen Platz im Herzen der phantasievollen Jugend sichern. Diese Bilder und Vergleiche erinnern in ihrer Kraft und Naturwahrheit vielfach an Homer. Shakespeare gebraucht sie als Mittel, um seinen Ideen greifbare Gestalt, seiner Handlung Leben und Farbe zu geben. Meist wachsen sie unmittelbar und ganz ungezwungen aus dem Stoffe heraus. Hie und da freilich scheinen sie etwas seltsam und weit hergeholt zu sein, immer aber sind sie frisch und originell, verschmelzen sich auf das innigste mit der Handlung und tragen zur Illustration derselben bei. Nicht selten beleuchten sie eine ganze Situation und sind von tiefer dramatischer Wirkung. Um nur ein Beispiel anzuführen, wie wirksam sind die Bilder vom menschlichen Leben im „Macbeth“, wo der Hauptheld nach der Meldung vom Tode der Lady, und selbst nur mehr wenige Schritte vom Tode entfernt, in die Worte ausbricht: „Das Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild, ein armer Komödiant, der auf der Bühne stolziert und tobt ein Weilchen und dann verstummt, ein Märchen ist's, erzählt von einem Narren und bedeutet nichts.“

c. Pathos. Vor allem ist Shakespeare ein Meister in der Darstellung der Leidenschaft, dies Wort im weitesten Sinne genommen, vom ruhigen Behagen und vertraulichen Schmerz bis zur wildesten Wut und Verzweiflung. Er gibt uns die Geschichte der Gemüter und läßt uns in einem einzigen Worte eine ganze Reihe hervorgegangener Zustände entdecken. Seine Leidenschaften sind nicht gleich von Anfang an fertig da, wie bei so vielen Dramatikern, die sich nach Lessings Ausdruck trefflich auf den Kanzleistil derselben verstehen, sondern der Dichter gibt uns ein anschauliches Bild von ihrem Werden und ihrer Entwickelung, von ihrer allmählichen Steigerung und

ihrem Auſchwellen bis zum Höhepunkte. Er gibt, wie Leſſing ſagt, „ein lebendiges Gemälde all der geheimſten und kleinſten Ränke, durch die ſich ein Gefühl in unſere Seelen einſchleicht, all der unmerklichen Vorteile, die es darin gewinnt, all der Kunſtgriffe, mit denen es jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis es der einzige Tyrann unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird“. Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er pſychiſche Anomalien und eigentliche Seelenkrankheiten, wie Schwermut, geiſtige Verſtiegenheit, Wahnſinn, Somnambulismus uſw. mit einer ſolchen Wahrheit und Naturtreue geſchildert, daß ein Pſychiater daran, wie an wirklichen Fällen ſeine Beobachtungen bereichern kann. Jonſons Bemerkung, Shakeſpeare verfalle manchmal in einen geſchraubten Ton, zeigt nur, wie mangelhaft dieſer von der Wiſſenſchaft verbildete Dramatiker das Naturkind Shakeſpeare erfaßte. Es genügt gegen eine ſolche Bemerkung an die großen tragiſchen Kompoſitionen des Dichters zu erinnern, welche an erſchütternder Wirkung faſt alles, was man je auf der Bühne geſehen, hinter ſich laſſen. Dabei bleibt er auch im höchſten Pathos ſtets Meiſter der Situation und mäßigt mitunter die Eindrücke abſichtlich, wo ſie ſonſt zu ſchmerzlich geworden wären und führt dadurch eine Linderung der Teilnahme herbei. Schon ein Zeitgenoſſe des Dichters hat dieſen Zug in feinfühliger Weiſe entdeckt, wenn er ſagt: „Er verſteht die Leidenſchaft ſo zu mäßigen, daß wir uns an ihrem Schmerz ergötzen und mit Tränen in den Augen lachen und weinen.“ Charakteriſtiſch iſt auch der in Shakeſpeares Schöpfungen ſprudelnde, manchmal überſprudelnde Humor, deſſen Abſterben in unſerer Gegenwart eines der bedenklichſten Symtome einer krankhaften Seelenſtimmung iſt. „Wie in das Heiligtum der gothiſchen Dome, ſo wirft der Humor in die erſchütterndſten Tragödien Shakeſpeares ſeine ſpielenden Lichter und ſteigert die Wirkung des tragiſchen Pathos. In dem Maße, in welchem die chriſtliche Grundlage des öffentlichen Lebens ſchwindet und dasſelbe verflacht, ſehen wir allerwärts die humoriſtiſche Ader, welche dasſelbe durchzog, austrocknen und anſpruchsvolle Langweiligkeit als höhere Bildung ſich breit machen.“ (A. Reichensperger.)

d. Charakteriſtik. Shakeſpeare iſt neben Dickens bis auf den heutigen Tag der größte Charakteriſtiker, den die engliſche Literatur aufzuweiſen hat, einer der größten, den die Weltliteratur kennt. Seine Menſchenkenntnis iſt zum Sprichwort geworden. Nicht äußere oberflächliche Beweggründe beſtimmen das Handeln ſeiner Geſtalten, ſondern es walten dabei ſtets innere Motive; bis in das innerſte Triebwerk des menſchlichen Geiſtes bietet er uns überraſchende Einblicke und deckt die Wurzeln des äußeren Geſchehens auf. Treffend hat deshalb Goethe Shakeſpeares Perſonen mit Uhren verglichen, die ein kryſtallenes Zifferblatt und Gehäuſe haben, und indem ſie wie andere Uhren richtig die Stunden weiſen, zugleich den inneren Mechanismus wahrnehmen laſſen, wodurch dies bewerkſtelligt wird. In der Analyſe ſeiner Perſonen geht Shakeſpeare jedoch nicht kleinlich und pedantiſch zu Werke, zählt uns nicht mühſam alle Beweggründe auf, wodurch ein Menſch ſo oder anders beſtimmt wird. Er läßt ſich dabei vom ganz richtigen Grundſatz

leiten, daß der Charakter, der sich oft schon in der frühesten Kindheit kundgibt, nicht aus lauter fremden Einflüssen besteht, sondern in erster Linie der Ausdruck eines Individuums ist, einen persönlichen Kern in sich trägt oder, um es scholastisch zu formulieren, daß der Mensch in erster Linie so handelt, weil er so ist, nach dem metaphysischen Satz: Agere sequitur esse, das Handeln folgt dem Sein. Und wie jeder ist, das offenbart uns Shakespeare auf das unmittelbarste. Er fordert und erhält unseren Glauben auch für das Abweichende und Seltsame. „Niemals," sagt A. W. Schlegel, „hat es vielleicht ein so umfassendes Talent für Charakteristik gegeben, wie das seinige. Es erstreckt sich nicht nur über die verschiedenen Stände, Geschlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit herab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr, mit gleicher Wahrheit; nicht nur versetzt er sich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, schildert uns bei scheinbaren Verletzungen des Kostüms sehr treffend den Geist der alten Römer, der Franzosen in seiner Darstellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer selbst in einem großen Teil ihrer Geschichte, der südlichen Europäer in dem ernsthaften Teil vieler Lustspiele, die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauheit und Barbarei einer nordischen Vorzeit. Seine menschlichen Charaktere haben nicht nur eine solche Tiefe und Bestimmtheit, daß sie nicht unter Klassennamen zu fassen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erschöpfen sind: nein, dieser Prometheus bildet nicht bloß Menschen, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen und Sylphen. Und diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborene Ungeheuer, wie Caliban, er uns dennoch die bestimmende Überzeugung abnötigt: Gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit einem Worte: Wie er die fruchtbarste und kühnste Phantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der anderen Seite die Natur in die jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten."

Die einen Kritiker haben behauptet, Shakespeares Personen seien Individuen, die anderen, sie seien Gattungen. Beide haben recht. Indem Shakespeare die einzelne Person mit unvergleichlicher Naturwahrheit zeichnet, zeichnet er damit zugleich auch das allgemein Menschliche. Jedermann hat Freude an der urgelungenen, köstlichen Figur des Juden Shylock im „Kaufmann von Venedig" und denkt unwillkürlich: Das ist Wahrheit, das ist Natur, das ist Rasse. Und indem er so denkt, steht nicht mehr Shylock als Einzelperson vor ihm, sondern als Typus eines Juden, wie sie damals und noch heutzutage in Hunderten von Exemplaren vorhanden sind. Indem Shakespeare den Charakter der Lady Macbeth vor uns erstehen läßt, zeigt er uns damit auch allgemeine Züge der weiblichen Natur. Schon zwei Jahrtausende vor Shakespeare hat Sophokles in seiner „Elektra" einen ähnlichen

dämoniſchen Frauencharakter gezeichnet. Michelangelo Buonarotti wurde wegen der Univerſalität ſeines Geiſtes „un uomo di quattro alme, ein Menſch mit vier Seelen“ genannt, weil er Bildhauer, Maler, Architekt und Dichter war. In ähnlicher Weiſe wendet der engliſche Dichter Coleridge ein von einem alten Griechen gebrauchtes Wort (μυριόνους) auf Shakeſpeare an und nennt ihn „the thousendsouled“ d. h. einen Mann mit tauſend Seelen. In der Tat iſt die Fülle ſeiner originellen Charakterſchöpfungen geradezu erſtaunlich und ſteht im lebendigen Gegenſatz zu den langweiligen, eintönigen Typen der gleichzeitigen franzöſiſchen und italieniſchen Komödie. Während wir bei unſern deutſchen Dramatikern, und nicht am wenigſten bei Schiller, nicht ſelten eine Wiederholung derſelben Charaktere finden, wir erinnern beiſpielsweiſe an Montgomery und Mortimer, an Max Piccolomini und Thekla, an Bertha und Rudenz, dürfte es ſchwer fallen, unter den ungleich zahlreicheren Charakterbildern Shakeſpeares auf tragiſchem und komiſchem Gebiete auch nur zwei zu finden, die nicht ihre volle individuelle Eigenart bewahren. Dieſe unerſchöpfliche Geſtaltungskraft des Dichters hat niemand ſo erſchöpfend aufgezeigt wie Thümmel, der ganze Gattungen von Charakterbildern aus allen Stücken zuſammenfaßte und auf Grundlage ihrer inneren Zuſammengehörigkeit die individuellen Verſchiedenheiten herausſtellte.

Bei der Behandlung hiſtoriſcher Stoffe lag eine gewiſſe Gefahr nahe, ſich durch die bereits in der Geſchichte feſtgelegten Charaktere zu ſtark beeinfluſſen oder gar binden zu laſſen. Und wirklich kann Shakeſpeare der Vorwurf nicht erſpart bleiben, daß er ſich bei Führung der Handlung in einzelnen Fällen allzu weitgehend von ſeinen Quellen hat leiten laſſen. Aber in Zeichnung der die Handlung tragenden Charaktere bewahrt er ſich die vollſte Freiheit, begründet auf einer ſo vielſeitigen und umfaſſenden Kenntnis des Menſchen nach allen ſeinen Beziehungen, wie ſie wohl ſelten ein Dichter vor und nach ihm beſeſſen hat. Die Alten haben das Weſen des Dichters in die Schöpfungs- und Geſtaltungsgabe (ποιητής) gelegt, die Neuern in die Erfindungsgabe (trouvère, troubadour). Shakeſpeare vereinigt dieſe beiden Gaben in ausgezeichneter Weiſe in ſich, iſt unerſchöpflich im Erfinden und ein Meiſter im Geſtalten, mit überlegener Souveränität ſchwebt er über ſeinen Gebilden und haucht ihnen Geiſt von ſeinem Geiſte ein.

e. Bau und Ökonomie der Shakeſpeareſchen Dramen ſind von der nachträglich in England zur Herrſchaft gelangten Schule Ben Jonſons und nachher von den Anhängern der franzöſiſchen Richtung auf das ſchärfſte angefeindet worden. Eingeſchworen auf die traditionelle Technik des Dramas, wie ſie von Griechenland nach Rom, Frankreich und England wanderte, und als der einzig richtige Kanon dramatiſcher Kunſtführung angeſehen wurde, warf man Shakeſpeare Willkür und Unregelmäßigkeit, insbeſondere aber Unkenntnis, oder doch wenigſtens Vernachläſſigung der ſogenannten drei ariſtoteliſchen Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung vor. Wir betrachten es aber geradezu als einen Vorzug, daß Shakeſpeare ſich eine eigene

Kunstform des Dramas, eine eigene dramatische Technik geschaffen und als eine Schwäche des französischen klassischen Dramas, daß es sich auf die aus Griechenland herübergenommene Kunstform festlegte. Denn was auf fremdem Boden, unter anderem Klima und in einem grundverschiedenen Zeitalter gewachsen ist, das läßt sich nicht ohne Nachteil auf heimischen Boden verpflanzen. Wir würden es auch unseren deutschen klassischen Dramatikern als hohes Verdienst anrechnen, wenn sie aus sich heraus einen eigenen klassischen Stil erzeugt und sich nicht auf eine bloße Kombination von den Griechen und Shakespeare verlegt hätten. Treffend äußert sich A. W. Schlegel diesbezüglich: „Der unvergängliche und gleichsam durch verschiedene Körper wandernde Geist der Poesie, so oft er sich im Menschengeschlecht neu gebiert, muß aus den Nahrungsstoffen des veränderten Zeitalters sich auch einen anders gestalteten Leib bilden. Mit der Richtung des dichterischen Sinnes wechseln die Formen, und wenn man die neuen Dichtungsarten mit den alten Gattungsnamen belegt und sie nach deren Begriffen beurteilt, so ist das eine ganz unbefugte Anwendung von dem Ansehen des griechischen Altertums. Niemand soll vor eine Gerichtsbarkeit belangt werden, vor die er nicht gehört. Wir können leicht zugeben, die meisten dramatischen Werke der englischen und spanischen Dichter seien im Sinne der Alten weder Tragödien noch Komödien: es sind eben romantische Schauspiele. Daß die Bühne eines Volkes, welches bei deren Begründung und Ausbildung von fremden Vorbildern nichts gewußt, noch wissen will, viel Eigenes und Abwechselndes haben wird, sogar seltsam Abstechendes gegen die Theater anderer Nationen, die dabei ein gemeinschaftliches Muster der Nachahmung vor Augen gehabt, dies wird schon jedermann voraussetzen, und das Gegenteil dürfte eher befremdlich erscheinen."

Warum soll man einem solchen Originalgenie, wie es Shakespeare ist, nicht auch das Recht zuerkennen, die ausgetretenen Geleise bisheriger dramatischer Kunstführung zu verlassen und neue, eigene Bahnen einzuschlagen. Durch wen soll die Kunst noch Förderung erfahren, wenn nicht durch solche schöpferische Geister? Tatsächlich hat der Dichter von „Romeo und Julia", „Othello", „Macbeth" und „Lear" den Beweis erbracht, daß ihm ein Schönheits- und Maßgefühl eigen ist, das sich neben dem der Griechen wohl sehen lassen darf. Man gibt zu, Shakespeare habe über Leidenschaft und Charaktere, über Vorgänge des inneren und äußeren Lebens, über göttliche und menschliche Dinge gedacht und tief gedacht, habe seine Sprache bis auf den einzelnen Vers genau nach dem Inhalte abgestimmt; und nun soll das große Ganze, das Gerüst, der Bau seiner Dramen ein Produkt der Willkür und Regellosigkeit sein? Man braucht seine Stücke bloß zu lesen, um diese Ansicht gründlich widerlegt zu finden. Wenn in einzelnen Dramen, z. B. im „Julius Cäsar" die absteigende Handlung schwächer ist und an Spannung verliert, so kann man das auch in den besten Stücken eines Sophokles, z. B. in seinem „Ajas", finden. Im ganzen und großen können solche Einzelheiten den Ruhm des Dichters nicht schmälern, auch in der Komposition die Meisterschaft erreicht zu haben.

(Schluß folgt.)

Zunftstube.

Schulbücher des 15. Jahrhunderts. In einem Aufsatz „L'insegnamento pubblico a Bellinzona nei secoli XV e XVI" (Anzeiger für Schweizergeschichte XLVI S. 260) erwähnt Luigi Brentani einen Anstellungsvertrag, den im Jahre 1441 die Stadtväter von Bellenz mit dem Meister Antonio de Laporta aus Mailand abgeschlossen haben. Der des Lateinischen wenig kundige Schreiber führt darin auch die Schulbücher auf, die zu gebrauchen sind. Die Liste lautet: „Salutio, Boetio, Ovidio, Apostolorum vita, Scolastica, Prospero, Esopo, Eva columba, Terentio, Doctrinali soma".

Ein Kollege aus dem 17. Jahrhundert. Im Urner Neujahrsblatt für 1916 S. 1—58 veröffentlicht H. H. Staatsarchivar Dr. Wymann den größten Teil einer Chronik des Jakob Billeter aus Ägeri. Dieselbe enthält auch ziemlich viel schulgeschichtliches Material. Billeter schwang als Kaplan von Ägeri (1654—1671) den Schulstock nicht bloß über die Jungmannschaft seiner Heimatsgemeinde, es wurden ihm auch Söhne auswärtiger Familien anvertraut. Wir finden unter seinen Schülern Urner, Unterwaldner, Märchler, Glarner, Appenzeller, Freiburger, Maienthaler und Bergamasker. Zu Weihnacht 1667 bemerkt Billeter: „In diesem Jahr hatten die Schulerknaben von 14 Personen ein wohlaufgerüsten wienachtlichen Umbzug, dan unsere liebe Frauw ritte auf einem kleinen Esellin oder Rößlein und waren nebet anderen Personen etliche der kleinen Moren". Anfangs 1671 siedelte er als Oberschulmeister nach Altdorf über. Den Glanzpunkt seiner dortigen Tätigkeit bildete die Aufführung des von ihm verfaßten Schauspiels „St. Magdalena" im Jahre 1688. Er schreibt darüber: „Den 19. Septembris haben meine Diszipel ein Comedi von St. Magdalena gespilt und sich so wohl gehalten, daß mich Altdorf mit einem schönen silbernen Becher begabet hat." Nachdem Billeter 20 Jahre die Freuden und Leiden eines Altdorfer Ludimoderators durchgekostet hatte, verbrachte er seinen Lebensabend auf der Pfarrpfründe von Ägeri. B. E.

Fronte serena.

Ein wohlvorbereiteter Lehrer darf mit heiterer Miene unter seine Schüler treten; er wird nicht ängstlich nach Stoff suchen und verlegen sein, was und wie er es seinen Schülern erklären und beibringen soll: immer werden ihm sinnliche Darstellung und passende Beispiele zu Gebote stehen. Er ahmt daher nie jene Schulhalter nach, welche sich nie anders als mit einer finstern Stirne ihren Kindern zeigen und dadurch entweder das Bewußtsein ihrer Schwäche oder Mißvergnügen mit ihrem Stande verraten. Überzeugt, daß die Heiterkeit eines Lehrers auch Einfluß auf die Lernbegierde seiner Zöglinge hat, tritt er immer mit freundlichem Ernste unter sie und freut sich, zu lehren und zu lernen. Vierthaler (Elemente der Meth. und Päd. § 75).

2. Jahrgang. Nr. 4. 29. Juni 1916.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Die Bedeutung der Antike für den staatsbürgerlichen Unterricht ꝛc. — William Shakespeare. — Zunftstube. — Bücherecke.

Die Bedeutung der Antike für den staatsbürgerlichen Unterricht und die internationalen Beziehungen der Schweiz.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B. [1])

Unter den vielen Fragen, die der Weltkrieg aufgerollt, nimmt auch die Schulfrage eine hervorragende Stellung ein. Es ist dies begreiflich. Wenn Reformen und Verbesserungen am ganzen Volkskörper vorgenommen werden wollen, muß man mit der Jugend beginnen. Unsere Schüler sind die lebendigen Bausteine der Zukunft. Sie bilden das Edelmaterial, an dessen Formung und Meißelung den Pädagogen besonders gelegen sein muß. Nun aber verlangt man, daß der Meißelschlag dieser neuen Zeit heimatliche Art und vaterländischen Charakter im Zeitenbilde schärfer hervortreten lasse, als es bisher der Fall gewesen, daß ein Geschlecht mit ausgesprochenerem staatsbürgerlichem Empfinden herangezogen werde.

Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit diese Forderung berechtigt ist oder nicht. Die Motion Wettstein im Ständerat, betreffend Förderung staatsbürgerlicher Bildung und Erziehung, ist bekannt, sowie die Stellung der konservativen Fraktion zu derselben. Fast einstimmig wurde sie als erheblich erklärt. Der Ständeratsbeschluß war der erste parlamentarische Niederschlag einer wuchtigen nationalen Bewegung, die durch den Krieg auch in unserem Lande akut geworden ist.

Mag nun auch eine gewisse Umgestaltung der Schule in Rücksicht auf den Lehrplan, die Methode usw. zugunsten einer mehr staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend am Platze sein, so darf diese Reform doch keineswegs so weit gehen, daß dadurch der humanistische Charakter unserer Gymnasien ernstlich gefährdet wird. Man hat nämlich in und außerhalb der Schweiz gesucht, diese nationale Strömung als ausgesprochene Feindin des bisherigen Bildungs- und Erziehungssystem an unsern Mittelschulen hinzustellen. Aus

[1]) Referat, gehalten in Luzern am 6. Sept. 1915. — Mit einigen kleinen Abänderungen und Erweiterungen.

den deutschen Schützengräben heraus machte der Gymnasialdirektor Dr. Heeren [1]) einen Vorschlag, dessen Annahme die radikalste Umwälzung in unserm höhern Schulwesen bedeuten würde. Nach ihm haben Geschichte, Deutsch, Erdkunde, Physik, Chemie von nun an als Hauptfächer zu gelten, dafür soll das Lateinische und Französische nur noch fakultativ in den drei obern Klassen gelehrt werden, das Englische lediglich für den Sprachgebrauch. Das Griechische gehört auf die Universität. Man sieht, wo die Sache letzten Endes hinaus will: ehrenhaftes Begräbnis des humanistischen Gymnasiums, schärfste Betonung des Nationalen, der Gegenwarts- und Nützlichkeitswerte. — Ähnliche Stimmen haben wir auch in der Schweiz vernommen. Nach den Vorschlägen von Karl Frey (unter dem Pseudonym Konrad Falke) [2]) soll die Mehrzahl unserer Studenten am Gymnasium in Zukunft eines ernsthaften Betriebes der griechischen und lateinischen Sprache enthoben werden. Der schweiz. Kulturwille verlangt eine Wiederbelebung und Erneuerung des eidgenössischen Staatsgedankens, eine zielbewußte nationale Erziehung. Eine solche ist aber nur möglich unter Preisgabe des humanistischen Bildungsideales. An seine Stelle muß auf Grund gleichmäßiger Behandlung unserer drei Landessprachen ein ausgesprochen nationales Programm treten.

Nach solchen Änderungen zu schließen, müßte ein unversöhnlicher Widerspruch bestehen zwischen humanistischer und nationaler Bildung; ein staatsbürgerlicher Unterricht in Anknüpfung an die Antike wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Und doch liegt die Pflege und Stärkung des Nationalgefühls bei der studierenden Jugend geradezu im Charakter des hum. Gymnasiums, indem die im Mittelpunkte des Unterrichtes stehenden Kultur- und Geisteswissenschaften notwendig dazu führen, den Menschen als geschichtliches Lebewesen und damit zugleich als politisches und soziales Geschöpf ins Auge zu fassen. Wir stellen deshalb die These auf: Die Antike, weit davon entfernt den nationalen Gedanken zu zerstören oder zu schwächen, ist vielmehr eine reiche Quelle staatsbürgerlicher Belehrung und Erziehung und bildet zugleich eine höchst wünschenswerte Grundlage für die internationalen Beziehungen der Schweiz.

Die unmittelbarste Gelegenheit, das Interesse des Schülers für die großen Lebensfragen des Staates und der Gesellschaft zu wecken, wird wohl die Geschichte und der Deutschunterricht bieten. Doch nicht ihnen allein fällt diese Aufgabe zu, jedes Fach muß sein Scherflein dazu beitragen, das politische Denken und Wollen des jungen Staatsbürgers zu wecken, zu vertiefen und sein Urteil zu klären, ja es dürften die in den einzelnen Disziplinen gelegenen Mittel und Kräfte hierzu einen geeignetern Lehrstoff bilden als eine abstrakte wissenschaftliche Behandlung der Staatskunde.

In anbetracht der hohen Stundenzahl, die den klassischen Sprachen an unsern Gymnasien eingeräumt ist, kommt auch ihnen zweifelsohne die Auf-

[1]) Vgl. Monatsschrift für höhere Schulen. XIV. Jahrg. 5. Heft, S. 229 ff.

[2]) Vgl. Der schweizerische Kulturwille. Rascher u. Co., Zürich 1914.

gabe zu, die aus der Geschichte gewonnene Belehrung zu ergänzen und zu vertiefen. Die Lektüre der alten Klassiker ist ja ein eigentliches Quellenstudium, wodurch die Vorgänge und Zustände der Geschichte gleichsam Fleisch und Blut bekommen. Der Staatsgedanke steht beim antiken Menschen im Mittelpunkte alles Denkens und Handelns; um ihn gruppiert sich fast das ganze geistige und leibliche Leben des Bürgers. Die politischen Fragen tauchen als unmittelbarer Gegenstand der Erörterung, oder wenigstens als Hintergrund der Darstellung bei ihnen auf fast allen Gebieten literarischen Schaffens auf und durchziehen wie ein roter Faden: Philosophie, Geschichte, Dichtkunst und Beredsamkeit. Aus allen diesen Gebieten seien nur einige Beispiele angeführt.

Wir beginnen mit den großen Denkern der Antike, den Philosophen. Sie führen uns gleich bis zum Kern staatsbürgerlicher Erörterungen. In Platons „Kriton" ist das Verhältnis des Bürgers zum Staate großzügig aufgefaßt und dargestellt. Seine „Apologie" zwingt den Leser sich mit den Gründen zu befassen, die es Sokrates unmöglich machten, in einer ungeratenen Demokratie mitzuarbeiten. Von der hohen politischen Begabung der Griechen spricht der Umstand, daß sie Werke wie Platons „Staat" und Aristoteles' „Politik" ihr eigen nennen können. Hauptgegenstand des ersten Werkes bildet die geistige und körperliche Erziehung der Staatsangehörigen; das 4. Buch bespricht diejenigen Tugenden, welche sich in einem wohlorganisierten Staate infolge jener Erziehung der Staatsbürger finden müssen. Die Abarten des richtig organisierten Staates werden im Anfang des 5. und im 8. u. 9. Buch erörtert.

Dem Idealstaat Platons steht die auf realere Grundlage aufgebaute *πολιτεία* des Aristoteles gegenüber, der zuerst den Menschen als *ζῶον πολιτικόν* definierte, ihm als solches gerecht geworden und die Lehre vom Staate auf der Basis des Familienlebens und des Eigentums aufgebaut hat. Willamowitz, der berühmte Gräzist an der Berliner Hochschule, hat in seinem „griechischen Lesebuch" verständnisvoll aus der Staatslehre des Aristoteles die Materien zusammengestellt, welche für staatsbürgerliche Belehrung hauptsächlich in Betracht kommen.

In Anlehnung an Platon und Aristoteles hat Cicero seine Dialoge „de re publica" und „de legibus" geschrieben, worin er sich als Staatsmann von reicher politischer Erfahrung ausweist. Die Auswahl von Weißenfels ermöglicht, auch hier sich mit den instruktivsten Partien zu befassen. Welch reichhaltiges Magazin für den staatsbürgerlichen Unterricht gerade Ciceros Schriften bieten, zeigt vielleicht am besten Cauers interessantes Büchlein: „Ciceros politisches Denken" [1]), das in den ersten zwei Abschnitten hauptsächlich an Hand der soeben genannten Werke über das Wesen des Staates, über den Rechtsstaat, über Naturrecht, demokratische Konzessionen, über die Schranken des rechtmäßigen Königtums, die

[1]) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1903.

Wertschätzung des Grundbesitzes, Finanzen, Verwaltung, Krieg, Frieden usw. interessante Aufschlüsse aus Ciceros politischer Gedankenwelt gibt. — Auch Xenophons Memorabilien enthalten beherzigenswerte Ideen über die Pflichten des Staatsmannes, über die Schwierigkeit des staatsmännischen Berufes, über die Notwendigkeit der gründlichen Kenntnis in den Finanzen und in der Landesverwaltung.

In mancher Hinsicht konnte die Antike der modernen Zeit geradezu als Lehrmeisterin dienen. Es brauchte z. B. lange bis der moderne Staat zum Bewußtsein kam, daß er nicht bloß Rechts-, sondern auch Wohlfahrtszwecke zu erfüllen habe. Erst spät räumte er der Nationalökonomie und den Gesellschaftswissenschaften die gebührende Stellung unter den kulturpolitischen Interessen ein. Im Gegensatz hierzu hat bereits bei den Alten Aristoteles mit allem Nachdruck auf die Abhängigkeit der staatlichen Entwicklung von der gesellschaftlichen Ordnung und deren materielle Grundlage, die Verteilung des Besitzes, hingewiesen, weshalb Lorenz von Stein, einer der bedeutendsten Vertreter moderner Staatswissenschaft, sagen konnte, Aristoteles' „Politik" würde in dieser Hinsicht für die Staatswissenschaft der Zukunft das sein, was Kopernicus „Organon" für die Astronomie gewesen.

„Neben Platon ist", so fährt der gleiche Autor fort, „Aristoteles der erste, der den Besitz und seine Gewalt als den unwiderstehlichen Faktor aller positiven Staatsrechtsbildung erkannt hat; wer Aristoteles' Politik nicht kennt, weiß nicht, was der Besitz bedeutet. Es ist Zeit, daß wir das in ihm lesen, was er als sein wahres geschichtliches Eigentum fordern darf." [1]) Auch Aristoteles' Vorgänger, Platon, hat darauf hingewiesen, daß kein Staat blühend und glücklich sein könne, wo die Mehrzahl der Bürger in Elend und Armut dahinlebe; diesem Übel zu steuern, sei eine der wichtigsten Pflichten der Staatsgewalt. In seinen „Gesetzen" gibt er gewisse Schutzmittel an die Hand, die dem grenzenlosen Anwachsen des Reichtums steuern und die Masse gegen Nahrungsnot und Erwerbslosigkeit sicher stellen sollen. Während Perikles in seiner Leichenrede es noch als einen Vorzug der athenischen Demokratie ansah, daß sie sich aller Einmischung in das Privatleben und in den Privatverkehr entschlage, sieht Platon dies für eine verhängnisvolle Täuschung an, erklärt der vollen Gewerbefreiheit den Krieg, weil sie zu der unerträglichsten Ungleichheit, zum maßlosen Reichtum auf der einen und zur vollen Besitzlosigkeit auf der andern Seite führe. Zur Schützung des Handwerkes gegen die kapitalistische Betriebsweise verlangt er in seinen „Gesetzen" ausdrücklich, daß jeder nur ein Gewerbe treibe, und störenden Wert- und Preisschwankungen vorgebeugt werde. Auch Gesetze gegen den unlauteren Wettbewerb will er aufgestellt wissen. Im gleichen Sinne sprach sich auch Aristoteles gegen die Grundsätze des freien Gewähren-

[1]) Verwaltungslehre I² S. 32, zitiert bei R. von Pöhlmann in der Abhandlung: Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers. S. 8, in dem Werke: „Aus Altertum und Gegenwart". Gesammelte Abhandlungen, 2. Auflage, 1911.

lassens aus; er tritt besonders ein für die Hebung des Mittelstandes, der im Staate überwiegen müsse, und verlangt von den Behörden, daß sie es durch Gesetzgebung den Einzelnen erschweren sollen, sich auf Kosten anderer zu bereichern. So finden wir denn gerade die zwei größten Denker der Antike in einer für unsere Zeit höchst aktuellen Weise mit den wichtigsten Gesellschaftsproblemen beschäftigt und erkennen in ihnen die ersten wissenschaftlichen Vorkämpfer gegen die Grundsätze des Manchestertums. [1]) Mit Recht konnte schon im Jahre 1849 Wilhelm Roscher (wie Pöhlmann bemerkt) gegenüber der damals allmächtigen Zeitdoktrin der extrem individualistischen Wirtschaftslehre auf die politische Ökonomie der Griechen hinweisen, welche niemals den großen Fehler begangen hätten, über dem Reichtum den Menschen zu vergessen. [2])

Welche interessante Ausblicke sich an Platons Einteilung der Stände in Lehr-, Wehr- und Nährstand machen lassen, zeigen vielleicht am schönsten Willmanns „Lehrproben aus der christlichen Gesellschaftskunde" in „Hörsaal und Schulstube" 182—195.

Von der Philosophie gehen wir über zur Geschichte. — Das politische Element ist in der griechischen Geschichte zwar niemals zum allein regierenden Prinzip geworden wie bei den Römern, indem Athen politische Größe nur deshalb anstrebte, um desto feiner und geistiger genießen zu können. Nichtsdestoweniger fühlte es im Verein mit dem gesamten Griechenland, daß der Staat das einzige Mittel sei zur Verwirklichung dieses Genusses. Deshalb meinte bereits Platon, daß der Philosoph, obwohl durch sich selbst glücklich, das Schönste und Größte nicht erreicht habe, wenn er nicht in einem wohleingerichteten Staate lebe. [3]) Das politische Element war daher schon bei Herodot, dem Vater der Historie, bei all seiner Vorliebe für das Mystisch-Poetische nicht vernachlässigt, es trägt ganz das Gepräge der hellenischen Politik seines Jahrhunderts; die 4 letzten Bücher seines Werkes sind rein politische Geschichte; auch tritt deutlich die Absicht hervor, politisch zu belehren, ja es finden sich bereits Reden über die beste Staatsverfassung. Seine Erzählungen von den persischen Großen z. B., welche nach dem Sturze des falschen Smerdis über die zukünftige Verfassung des befreiten Staates beratschlagen, bieten passende Gelegenheit, die Demokratie, Oligarchie und Monarchie in ihren Grundzügen klarzulegen. **Thukydides** betrachtet die Geschichte vorwiegend mit dem Auge des Politikers und Kritikers. Er will, wie Ulrici [4]) bemerkt, nicht Regeln geben und Politik in Beispielen oder Entwicklungen einzelner Grundsätze lehren, sondern ein Bild des ganzen Staatslebens entwerfen, den unterscheidenden Charakter der einzelnen Staaten in einem großen Gemälde entfalten. Deshalb treten

[1]) Vgl. Dr. Wetzel, Die Bedeutung des klassischen Altertums für die Lösung der sozialen Aufgaben der Gegenwart. S. 14 ff.

[2]) Vgl. Pöhlmann. A. a. O. S. 4.

[3]) de republ. IV. p. 496 e.

[4]) Charakteristik der antiken Historiographie. S. 42 f.

die Staaten als solche in den Vordergrund, sie sind die handelnden Personen des Dramas. Athen und Sparta erscheinen als die typischen Vertreter eines großen Gegensatzes in der Regierungsform, an welchen dem Schüler das Entstehen, die Entwicklung, die Blüte, die Entartung und der Verfall zweier großer Verfassungen gezeigt werden kann.

H. von Arnim macht in einer Rede: „Humanismus und Nationalgefühl“ [1]) auf die heute so aktuelle thukydideische Unterscheidung der zur Schau gestellten Gründe eines Krieges (ἐς τὸ φανερὸν λεγόμεναι αἰτίαι) von dem wahren, tieferliegenden Grunde (der ἀληθεστάτη πρόφασις I 23) aufmerksam. Schon Thukydides hätte klar erkannt, daß jeder Staatsmann, wenn er einen Angriffskrieg beginne, dafür einen zum Vorzeigen bestimmten Grund brauche, der immer auf den Grundsätzen der Gerechtigkeit beruhen müsse, nicht weil der Staatsmann selbst die Gerechtigkeit als maßgebend für die Führung der auswärtigen Politik anerkenne, sondern weil die große Masse des Volkes nur für eine gerechte Sache in den Krieg ziehe. Die wahren Gründe dagegen, um deren willen Angriffskriege geführt würden, vertrügen sich in der Regel nicht zur Schau gestellt und vorgezeigt zu werden, da sie nicht aus den ideellen Grundsätzen der Gerechtigkeit, sondern aus dem Streben nach Macht und Reichtum flößen. „Thukydides spricht es aus, daß der wahre Grund, um deswillen Sparta und seine Verbündeten Athen den Krieg erklärten, die Eifersucht auf Athens schnell gewachsene Macht und die Furcht vor seiner Flotte war, nicht etwa die Händel von Epidamnos und Potidaia oder das megarische Psephisma. So liegen auch jetzt die wahren Gründe des Krieges in der Eifersucht Englands auf die Entwicklung der deutschen Flotte und des deutschen Handels und in dem Unwillen Rußlands, daß Deutschland seine auf die Zerstörung der Türkei und die Zerstückelung Österreichs gerichtete panslawistische Eroberungspolitik zu hemmen sucht. Das sind aber Gründe, die zum Vorzeigen nicht geeignet sind. Darum mußte ein Vorwand ersonnen werden, der den Versuch gewalttätiger Vernichtung des unbequemen Nebenbuhlers als Kampf für Ehre und Recht erscheinen ließ. Darum stellte man Deutschland vor die Wahl zwischen Selbstvernichtung und Verletzung der belgischen Neutralität; und als Deutschland, wie es mußte, die letztere wählte, nahm man dies zum Vorwand der längst beschlossenen Kriegserklärung, für die man andernfalls andere Vorwände bereit hielt. Das ist nichts anderes als der jedem geschichtlich Gebildeten wohlbekannte Kunstgriff, aus der langen Kette ursächlich verknüpfter Momente, welche die Vorgeschichte eines Krieges bilden, ein einzelnes herauszugreifen, das sich zur Schaustellung eignet, alle übrigen aber in Vergessenheit zu versenken.“

Thukydides ist sodann geradezu ein Erzieher zum politischen Denken. „Der Schüler,“ heißt es in den Verhandlungen der XIV. Direktoren-Versammlung der Provinz Schlesien, [2]) „findet in Thukydides den für alles

[1]) In: „Veröffentlichungen des Bundes der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Frankfurt a. M. und den Nachbarstädten.“ III. S. 7 f.

[2]) S. 387.

politische Denken wichtigen und grundlegenden Unterschied von Grund und Veranlassung; hier sieht er die verhängnisvolle Entwicklung der Demokratie zur Herrschaft des Proletariats, von der er in der Theorie des Aristoteles gehört, sich in der Praxis vollziehen, — ein interessantes Gegenstück zu dem Ideal, das Perikles in seiner berühmten Leichenrede von derselben Demokratie gegeben." Wilhelm Roscher bekennt mit „ehrfurchtsvoller Dankbarkeit", was er in volkswirtschaftlicher Beziehung von Thukydides gelernt habe. [1]) Beachtenswerte Momente bieten auch Xenophons historische Schriften, zumal seine Kyropädie, in welchen deutlich die Absicht hervortritt, den Staatsmann und Feldherrn durch große Vorbilder und Beispiele zu unterweisen und zu bilden, damit er in ähnlichen schwierigen Verhältnissen sich der Situation gewachsen zeige.

Bei den Römern stand die Staatsidee im Mittelpunkte alles geistigen Lebens; zum Staate hatte in den besten Zeiten Roms alles direkte Beziehung: Religion, Wissenschaft, Kunst; es gab fast nur Bürger und Staatsmänner. Diese Allgewalt des römischen Gemeingeistes brachte es mit sich, daß die Staatshistorie bei ihnen zur höchsten Ausbildung gelangte.

Livius hat zu einer Zeit, wo der römische Adler die Welt zu seinen Füßen sah, das Leben Roms von seiner äußern, rein politischen Seite, das Leben des Staates, sofern es sich in der Tat offenbarte mit kräftigem Griffel gezeichnet. Die Darstellung der Kriege und Parteikämpfe verraten eine genaue Kenntnis des römischen Staats- und Kriegswesens; man wird, wenn auch nicht immer, mit der gewünschten Objektivität eingehend unterwiesen über Roms politische Grundsätze und Maximen, sowie über das Verfahren und die Ausbildung römischer Staatskunst. Livius Geschichte ist, wie Ulrici sagt, [2]) „eine Staatsbiographie, in welcher der römische Staat wie ein rüstiger, tatkräftiger Mann erscheint, dessen ganzes Leben Handlung ist."

Sallust bleibt in seinen zwei Monographien nicht wie Livius bei den äußern Ereignissen stehen, sondern dringt in den Geist der Zeit, weist hin auf den Zustand der Sitten im Staate, auf die Formeln des damaligen Lebens, auf die Individualität der handelnden Personen und entwirft so ein Gesellschaftsbild von erschütternder Realität. Jugurthas Kriege und Schicksal geben ihm Gelegenheit, den großen Kampf der Volkspartei gegen den Übermut und den neidischen Ehrgeiz des römischen Adels in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit zu zeichnen. In der „katilinarischen Verschwörung" sind diese Leidenschaften bereits bis zu dem Grade angewachsen, daß sie notwendig eine allgemeine Veränderung, einen Umsturz der bisherigen Verhältnisse herbeiführen. Wie sich dieser innere Umschwung vollzogen, der unheimliche Prozeß von innen heraus entwickelt, das ist das große Thema Sallusts.

Noch tiefgründiger als Sallust erweist sich Cornelius Tacitus in seiner Schilderung des letzten Aktes der großen Tragödie römischer Ge-

[1]) Vgl. Poehlman A. a. O. S. 4.

[2]) A. a. O. S. 121.

schichte, in der Darstellung der Kaiserregierung. Kein Historiker der Alten hat ein lebendigeres Bild des innern Staats- und Volkslebens entworfen als er; auf die Schilderung der Staatssitten ist sein ganzes Augenmerk gerichtet. Wenn es nun auch dem Schüler unmöglich ist voll und ganz in die Grundgedanken taciteischer Geschichtsauffassung einzudringen, so wird doch auch ein teilweiser Einblick in die römischen Staatsverhältnisse, in die innere und äußere Politik, in die Taten, Schicksale und Charaktere der Kaiser, in das Leben, die Denkart und Stimmung des Volkes, des Heeres, der Provinzen, sowie in das Getriebe fremder Reiche und auswärtiger Politik, das historische und politische Verständnis der Jugend für ähnliche Erscheinungen in der Gegenwart wecken, fördern und stärken.

Tacitus ist aber auch noch nach einer andern Seite hin für unsern Zweck bildend. Sein Büchlein „Germania" enthält reiche Belehrung über einheimische Einrichtungen in den ältesten Zeiten, über die Grundlage des Adels, die Verschiedenheit der sozialen Stellungen, über die Anfänge der germanischen Monarchie, die Gliederung der Familie, die Organisation der Bodenkultur, über die allmählige Entstehung des Privateigentums. Kapitel 30 und 32 sind tatsächlich die einzigen alten Quellen über germanisches Erbfolgerecht. Die Abschnitte über die Gefolgschaft vermitteln das Verständnis für das Lehenswesen, ja sogar für das Verhältnis des Offizierkorps zum obersten Kriegsherrn.

Noch einen römischen Historiker dürfen wir nicht übergehen, der besonders für die Schweizergeschichte von Bedeutung ist, nämlich Caesar. Wie die „Germania" die ersten Blätter der deutschen, der „Agricola" die ersten Blätter der englischen Geschichte bilden, so führt uns Caesars 1. Buch seiner „Commentarii de bello gallico" an die Wiege der Schweizergeschichte. Das Quellenstudium wird hier in besonderem Maße das Interesse des jungen Lesers wecken. Die Nachrichten vom Wandertrieb unserer Vorfahren, ihrer kühnen Initiative, ihrem kecken Wagen, ihrem tapfern Ringen, ihrem Glück und Mißgeschick gegenüber den römischen Heeren wird nicht verfehlen im Schüler die entsprechenden patriotischen Gefühle und Empfindungen auszulösen. Endlich bietet Caesar im Verein mit Xenophon abwechslungsvolle Bilder aus dem griechischen und römischen Heerwesen, die besonders in unsern Tagen zu interessanten Vergleichen mit den gewaltigen Operationen zu Wasser und zu Lande anregen.

Überhaupt wird gerade die Lektüre der griechischen und lateinischen Historiker wie kaum ein anderes Fach Gelegenheit bieten Parallelen zu ziehen, Vergleiche anzustellen, oder wenigstens auf Ähnlichkeiten zwischen antiken und modernen Staatseinrichtungen hinzuweisen. Die Hellenen haben sozusagen fast sämtliche politischen Formen geschaffen und durchlebt, die wir kennen, angefangen von der Monarchie bis zur radikalsten Demokratie, so daß man ihre Geschichte mit Recht als eine Geschichte des politischen Experiments bezeichnet und bereits Platon ein förmliches Warenhaus (*παντοπώλιον*) von Verfassungen vor sich zu haben meinte. Fast sämtliche Benennungen der

Regierungsformen sind griechischen oder lateinischen Ursprunges, und schon das Eingehen auf die Etymologie derselben wird die Sache dem Verständnis näher bringen.

Unsere Jugend wird wohl stets den republikanischen Verhältnissen in den alten Staaten das größte Interesse entgegenbringen. Wenn sie daher aus der Geschichte und der Lektüre inne wird, wie von den zwei Formen der Republik, in Sparta die Aristokratie, in Athen die Demokratie die vorherrschende Regierungsform gewesen, wie in beiden Staaten die Vollbürger von den persönlich zwar freien, aber doch Abgaben entrichtenden und von der Regierung des Landes ausgeschlossenen Periöken in Sparta und Metöken in Athen sich scharf unterschieden, wie ferner Patrizier und Plebejer im republikanischen Rom sich durch Jahrhunderte befehdeten, bis der Kampf mit der gesellschaftlichen und politischen Gleichstellung beider Stände endigte, endlich auch noch das Verhältnis der Bundesgenossen zu den genannten Staaten berücksichtigt; so dürfte wenigstens ein Hinweis z. B. auf das staatliche Aussehen der alten Eidgenossenschaft nicht ganz unpassend sein. Auch hier genossen ja die einzelnen Bundesglieder sehr verschiedene Rechte. Nur die 13 regierenden Orte waren vollberechtigte, souveräne Staaten, deren Bürger Sitz und Stimme in den Bundestagen hatten, die zugewandten Orte hingegen besaßen in den Bundestagen wohl Sitz (beratende Stimme), aber kein Stimmrecht und die von den Vögten verwalteten Untertanenländer endlich waren ohne alle politischen Rechte. In den Vogteien bestanden noch Leibeigenschaft und Hörigkeit.

Zum Vergleich mit den alten aristokratischen Regierungsformen könnte auch die Herrschaft einzelner mächtiger Familien in der Schweiz herangezogen werden, z. B. das verfassungswidrige oligarchische Regiment der alten Bernerpatrizier, das bis zum Jahre 1798 dauerte. Interessieren dürfte es den Schüler zu vernehmen, wie die bernischen Geschlechter die sogenannte Verschwörung des edeln Demokraten Samuel Henzi, der das Schafott besteigen mußte, mit der Verschwörung des Terroristen und Anarchisten Catilina zu vergleichen bestrebt waren, und wie die gleichzeitigen Berichte über die Bernervorgänge den Eindruck erwecken, als wären sie fast wörtlich aus Ciceros und Sallusts Darstellungen der katilinarischen Verschwörung entnommen. Interessante Belege hiefür aus zeitgenössischen Korrespondenzen der Vossischen Zeitung finden sich in Lessings Werken Bd. XI 2. S. 435, zitiert bei Bloch: „Soziale Kämpfe im alten Rom." (Fortsetzung folgt.)

Fröude und fröudenrich gemüete
Süln wir disen sumer han:
Heide und anger, schone in blüete
Da stent bluomen wol getan. Heinrich von Sax.

William Shakespeare.

Zur 300-jährigen Wiederkehr seines Todestages, am 23. April 1916.

Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Sarnen.

3. Welt- und Lebensanschauung Shakespeares.

In letzter Linie sind es nicht rein ästhetische Elemente, wie Sprache und Charakteristik, Aufbau und künstlerische Abrundung, welche einem literarischen Werke Ewigkeitswert verleihen, sondern der allgemein menschliche Gehalt ist es, die in ihm verkörperten sittlichen und religiösen Ideen sind es, die es über die Schranken von Völkern und Zeiten hinausheben und ihm die Unsterblichkeit sichern. Es fiele nicht schwer aus seinen Werken eine Welt- und Lebensphilosophie zusammenzustellen, obwohl Shakespeare sich nie des Studiums der Philosophie im technischen Sinne des Wortes beflissen hat. Alle seine Werke, auch die künstlerisch weniger bedeutsamen, sind so reich an praktischer Lebensweisheit, daß sich ihre Lektüre schon von diesem Gesichtspunkt aus reichlich lohnt.

Da die Hauptwerke Shakespeares einer Zeit entstammen, wo die sogenannte Reformation in England auf gewaltsame Weise eingeführt wurde, so war von vornherein zu erwarten, daß eine einseitige kirchenfeindliche Geschichtschreibung den großen Dichter als Wortführer der Reformation und als Protestanten in Anspruch nehmen werde. Hat man sich ja sogar dazu verstiegen, das Dreigestirn des Trecento in Italien, Dante, Petrarca und Boccacio als Vorläufer der Reformation hinzustellen. In neuester Zeit, wo das Wort „Protestant" nicht mehr recht zügig ist, hat man Shakespeare als Begründer einer neuen Aera der Emanzipation des menschlichen Geistes von einer verknöcherten Orthodoxie dargestellt und ihn als „Herold des modernen Fortschrittes" gefeiert.

Diesen beiden Auffassungen gegenüber bleibt immer noch wahr, was der geistvolle schottische Puritaner Carlyle, einer der gründlichsten Kenner Shakespeares, in edler Objektivität bekannt hat. Seine Ansicht geht dahin, daß Shakespeare nicht einen Abfall von der christlichen Bildung des Mittelalters darstellt, sondern vielmehr die Frucht und den reifen Ausdruck derselben enthält. Er stellt ihn unmittelbar mit Dante zusammen, der nach ihm der große Wortführer des Mittelalters ist. Diese zwei thronen über allen andern in erhabener Einsamkeit. Kein anderer ist ihnen ebenbürtig, kein anderer ist ihnen auch nur in zweiter Linie nahe. Dante hat nach ihm dem modernen Europa die Seele gegeben, Shakespeare den Leib, die praktische Verkörperung. Carlyle schreibt wörtlich: „In gewissem Sinne kann man sagen, daß die glorreiche Zeit Elisabeths mit Shakespeare als der höchsten Frucht und Blüte alles dessen, was vorausgegangen, dem Katholizismus des Mittelalters zugeschrieben werden muß. Der christliche Glaube, welcher dem Liede Dantes seinen Stoff lieh, hatte jenes praktische Leben gezeitigt, welches Shakespeare besingen sollte. Denn die Religion war damals, wie sie immer war und immer ist, die Seele des praktischen Lebens."

Damit drängt sich die Frage auf, ob Shakespeare seiner Religion nach Katholik oder Protestant gewesen ist. Diese Frage hat eine ganze Literatur sowohl von katholischer als auch von akatholischer Seite hervorgerufen. Man kann diese Frage von einem doppelten Gesichtspunkte aus zu beantworten suchen, vom historischen und literarischen. Vom historischen Gesichtspunkte aus, d. h. auf Grund der vorhandenen Zeugnisse läßt sich die Frage nach Shakespeares Religion nicht mit voller Sicherheit entscheiden, doch ergibt sich bei ruhiger Abwägung aller Momente eine viel größere Wahrscheinlichkeit, daß Shakespeare dem Glauben seiner Väter treu geblieben sei als für das Gegenteil. Vom literarischen Standpunkt aus haben wir das oben zitierte Urteil von Carlyle, das sich noch durch Aussprüche anderer akatholischer Gelehrter ergänzen ließe, daß nämlich Shakespeare keine neue Epoche begründet oder eingeleitet hat, sondern daß er den Abschluß der vorhergegangenen bildet, daß, deutlicher gesprochen, die poetische Kraft und Herrlichkeit des Mittelalters in seinen Dichtungen den Höhepunkt erreichte, um dann für die Dauer von Jahrhunderten zu verschwinden. Gerade die wichtigsten Unterscheidungslehren, wie die christliche Buße, die Jungfräulichkeit, das Ordensleben und die Ordensgelübde, Fegfeuer und Heiligenkult finden sich in seinen Werken, und zwar äußert sich der Dichter hierüber in einer Weise, welche der protestantischen Auffassung völlig widerstreitet. Während er ferner protestantische Geistliche, besonders Puritaner, mit boshafter Ironie geißelt, zeichnet er die katholischen Priester und Mönche mit sichtlicher Verehrung. Als Dichter ist Shakespeare kein Protestant, er gehört uns. Er ist zwar nicht ausschließlich theologisch-philosophischer Dichter, wie der große Florentiner, er ist weltlicher, realistischer, wenn man will, naturalistischer, aber die großen christlichen Wahrheiten, von denen seine Werke getragen sind, verknüpfen ihn mit dem gewaltigen Seher, der die „Divina Commedia“ gesungen. Sogar Gervinus sieht sich zum Geständnis gezwungen: „Die Art und Weise, in welcher Shakespeare seine Helden schildert, lassen in ihm einen Mann von tiefem religiösen Gefühl erkennen.“

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß alle seine Werke ohne Unterschied sittlich unanfechtbar sind. Auch Shakespeares Genius verließ zuweilen seine ideale Höhe und zahlte menschlichen Schwächen oder äußeren Rücksichten seinen Tribut. Das gilt namentlich von einigen seiner Lustspiele, die auf die Unterhaltung seines Publikums berechnet waren und mitunter in einzelnen Ausdrücken und Redensarten sogar zu sittlichen Bedenken Anlaß geben, wenn man diese Schwächen auch mit der Sitte oder vielmehr Unsitte der damaligen Zeit zu entschuldigen sucht.

4. Shakespeares Charakter.

Man hat vielfach versucht, Shakespeares Charakter aus seinen Dramen zu rekonstruieren. Allein Shakespeare war nicht ein Dichter wie Goethe oder Byron, die in ihren poetischen Gestalten sich vielfach selbst schilderten, sondern er stand völlig losgelöst von seinen Figuren da. Es geht deshalb

nicht an, in einzelnen Personen, die der Dichter mit besonderer Liebe geschaffen zu haben scheint, wie in Hamlet und Prospero, einfach das Spiegelbild seines Charakters zu erblicken. Zum Glück sind wir für die Zeichnung des Charakters unseres Dichters auch nicht lediglich auf so unsichere Quellen angewiesen, sondern besitzen direkte Zeugnisse von Zeitgenossen, die mit Shakespeare in inniger Beziehung standen. So schildert uns Henry Chettle schon 1592 in einer Flugschrift Shakespeares höfliches, liebenswürdiges Benehmen und die Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit seines Handelns gegenüber neidischen Angriffen. Diese Eigenschaften entwaffneten selbst seine Nebenbuhler und machten sie zu begeisterten Lobrednern seines Ruhmes. So schreibt Ben Jonson:

„Du stehst so hoch, daß dir nicht not
Das Schmeicheln tut, dich Bosheit nicht bedroht
Du Seele unserer Zeit, kamst sie zu schmücken
Als unsrer Bühne Wunder und Entzücken."

Wenn ein Dichter in so kurzer Zeit die begeisterte Liebe und Anerkennung von Zeitgenossen erwarb, die mit ihm in der Kunst wetteiferten, so haben seine vornehmen Charaktereigenschaften unstreitig viel dazu beigetragen. Jeder Zug, der uns auf geschichtlichem wie auf traditionellem Weg überliefert ist, zeigt uns Shakespeare als vollendeten und anerkannten Gentleman.

Man hat dem Dichter seine jugendliche Ehe als Quelle des Unfriedens und häuslichen Zerwürfnisses zum Vorwurf gemacht und sich dabei auf Stellen in dreien seiner Stücke berufen. Das ist ebenso wissenschaftlich, wie wenn man den Sophokles als Lebemann und Epikureer hinstellen wollte, weil er einen Boten in seiner Antigone den Hedonismus verherrlichen läßt. Ein Mann, der mit seiner Familie zerworfen ist, legt nicht immer wieder den weiten Weg von London nach Stratford zurück, um seine Familie zu besuchen und für ihren Unterhalt zu sorgen, wie das von Shakespeare seiner Familie gegenüber berichtet wird. Daß ferner der Dichter aus seinen Ersparnissen den schönsten Landsitz „New Place" in seinem Heimatsorte ankaufte und sich dort mit seiner Familie häuslich einrichtete, deutet eher auf alles andere hin, als auf gespannte Familienverhältnisse. Auch gegen seine Eltern zeigte sich der Dichter außerordentlich dankbar. Sein Vater war wirtschaftlich so herunter gekommen, daß gegen ihn im Jahre 1587 ein Pfändungsbefehl ausgewirkt wurde. Allein in den neunziger Jahren hoben sich die Vermögensverhältnisse durch Unterstützung des Sohnes derartig, daß die Familie in die Gentry, d. h. in den niederen Adel aufgenommen werden konnte. Während seine lockeren Kameraden in London das Geld, das ihnen ihr Schauspielerberuf eintrug, ebenso rasch vergeudeten als sie es verdienten, schränkte sich Shakespeare überall ein, um in kindlicher Pietät seine Eltern zu unterstützen und zur Hebung seiner Familie beizutragen. Diese Handlungsweise wirft das schönste Licht auf den Charakter unseres Dichters und zeigt uns, daß er es mit seinen sittlichen und sozialen Pflichten als Sohn und Familienvater ernst nahm.

Sein edler, vornehmer Charakter machte ihn bei hoch und niedrig angesehen. Nicht nur gewann er die Freundschaft seines genialen Landsmannes Richard Burbadge, des Direktors des Blackfriarstheaters, sondern er stand auch mit hochgestellten Persönlichkeiten auf vertrautem Fuße. So mit dem jungen Karl von Southampton, mit dem Grafen Pembroke, Montgomery u. a. Nicht nur ernteten seine Stücke stürmischen Beifall beim großen Publikum, sondern sie gefielen auch am Hofe. Das sagt uns wieder Ben Jonson, indem er also singt:

„O sähen wir dich aufs Neue, süßer Schwan,
Vom Avon ziehn auf deiner stolzen Bahn!
O sähen wir dich, der so Elisabeth erfreute
Und Jakob, in deinem hohen Flug noch heute!"

1594 spielte er mit Burbadge zu Greenwich vor der Königin Elisabeth, die auch den Dichter zur Abfassung des einen oder anderen Stückes für Hoffeste veranlaßt zu haben scheint. In einem Patent, durch welches König Jakob die Mitglieder der Truppe des Globetheaters zu seinen Hofschauspielern ernannte, wird Shakespeare unmittelbar nach dem Direktor Burbadge aufgezählt.

Aus diesen hohen Auszeichnungen, die dem Dichter zuteil wurden, hat man Anlaß genommen, ihm auf der einen Seite Schmeichelei gegen Hof und Adel, auf der anderen aristokratische Geringschätzung des Volkes vorzuwerfen. Nichts ist ungerechter als das. Seine Huldigungen an Königin Elisabeth und König Jakob sowie an seine hohen vornehmen Gönner überschreiten nicht das Maß ehrerbietiger Höflichkeit, wie sie in den Sitten jener Zeit begründet war. Für seine Volksfreundlichkeit spricht nicht bloß die begeisterte Aufnahme seiner Stücke von Seite der breiten Massen des Publikums, sondern auch das hohe Ansehen, das er in seinen letzten Lebensjahren bei den Mitbürgern seiner Vaterstadt genoß, als deren juridischer Berater in einem Prozesse um den Besitz von Weideplätzen er tätig war. Seine Popularität bestätigt auch die Inschrift auf der Büste in der Nähe seines Grabes: „An Weisheit einen Nestor, an Geist einen Sokrates, an Kunst einen Virgil, bedeckt die Erde, betrauert das Volk, umfängt der Olymp."

Bei so außerordentlichen Beweisen der allseitigen Achtung und Verehrung seiner Zeitgenossen, wäre es wohl seltsam, wenn Shakespeare ungeachtet der ihm eigenen Bescheidenheit der Gedanke an Nachruhm niemals eingefallen wäre. Als ein tiefer Denker hatte er den Umfang der menschlichen Fähigkeiten so ziemlich ausgemessen und konnte sich getrost sagen, daß manche seiner Schöpfungen nicht leicht übertroffen werden würden. So verstehen wir die Worte in einem seiner Sonette:

„Trotz Tod und feindlicher Vergessenheit
Sollst du bestehen, soll Ruhm dein Name finden
Noch in den Augen allerfernster Zeit
Bis die Geschlechter dieser Welt verschwinden."

Wenn wir es unserem Schiller nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn er von seiner „Jungfrau von Orleans" sagt: „Dich schuf das Herz,

du wirst unsterblich leben," so werden wir auch dem großen Briten dies berechtigte Selbstlob nicht als Überhebung anrechnen. — Es würde ein wesentlicher Zug im Charakterbild unseres Dichters fehlen, wenn wir nicht auch seiner patriotischen Gesinnung Erwähnung täten. Kaum ein Dichter der Weltliteratur hat sein Vaterland so großartig verherrlicht wie Shakespeare. Nicht weniger als ein Drittel seiner Dramen hat die engere und weitere Geschichte seines Vaterlandes zum Gegenstande. Zum Beweise seiner Vaterlandsliebe könnten wir eine ganze Blumenlese aus seinen Werken zusammenstellen. Wir schließen mit den Worten seiner Grabschrift:

„Mit ihm starb auch Natur, nicht Prunk macht reich
Dies Grab, nein, nur sein Name, denn er schrieb,
Daß heut'ger Kunst nur ihm zu dienen blieb."

Zunftstube.

Ein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Schon lange machte sich das Bedürfnis nach einem eigenen Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die kath. Mittelschulen der Schweiz geltend, und die historische Sektion des Kath. Volksvereins hat sich seit Jahren mit dieser Frage befaßt, ohne zu einer endgültigen Lösung zu kommen. Die gegenwärtige Zeitlage gab der Sache neuen Impuls und erfreulicherweise konnte der Präsident, Herr Universitätsprofessor Dr. Büchi, in der Sitzung vom 1. Mai die überraschende Mitteilung machen, daß es ihm gelungen sei, einen Autor für das geplante Werk zu finden in der Person des HH. Dr. P. Ignaz Staub, Professor an der Stiftsschule von Einsiedeln. Die Bekannten des hochw. Herrn wußten, daß das Unternehmen damit in sachkundigste Hände gelegt sei, und den andern brachte er durch eine knappe, lichtvolle Darlegung seiner Ideen und Absichten die gleiche Überzeugung bei. In erster Linie ist die Bearbeitung des Mittelalters und der Neuzeit vorgesehen, da sich in diesen Partien die Abhängigkeit vom Ausland besonders bemerkbar macht. Dem Verfasser Dank und Glückauf!

Abbildungen der Ordenstrachten. In der gleichen Sitzung wurde die Neuherausgabe der Helvetia sacra besprochen und dabei aus der Reihe der Mittelschullehrer die Anregung gemacht, eine Tafel mit Darstellungen der Ordenstrachten in das Werk aufzunehmen. Man dachte damit Anschauungsmaterial für die Schule zu gewinnen. Es mag daher den Kollegen nicht unwillkommen sein, wenn wir auf einige Werke hinweisen, welche die gewünschten Darstellungen enthalten. Vielleicht findet sich das eine oder andere in der Bücherei ihrer Schule oder Anstalt oder in einer sonst leicht benützbaren Bibliothek. Unter den älteren Werken ist das bedeutendste: Helyot, Histoire des ordres monastiques, religieux et militaires etc. 8 vols. Paris 1714—19. Diese Ordensgeschichte, die mehrere Auflagen erfuhr und auch ins Deutsche übertragen wurde, gibt über 800 Trachtenbilder; leider sind nicht alle Kupfer historisch unanfechtbar und den verzopften Kostümen

des 18. Jahrhunderts ist ein ungebührlich großer Platz eingeräumt. Ähnliches gilt von den Werken eines Du Fresne (1658), Schoonebek (1688; 163 Abbild.), Bonanni (1706; 488 Abbild.), Coronelli (1707), Schwan (1779; 184 farb. Abbild.). Im 19. Jahrhundert haben Wirtz (1820), Biedenfeld (1737; 78 farb. Abbild.), Schmid (1837; 226 Abbild.), Giucci (1844), Perugini (1852) und Marchand (1881) über Orden und Ordensgeschichte illustrierte Werke geschrieben. Am verbreitetsten und daher am ehesten erhältlich, bequem im Format, ausreichend in der Darstellung und darum am geeignetsten für die Zwecke des Lehrers dürfte Brockhoff, Die Klosterorden der hl. Kirche (5. Aufl. 1902, Frankfurt) sein. Es enthält 20 farbige Tafeln mit den Typen der bedeutendsten Orden. Ein im Zeichnen bewanderter Schüler könnte auch nach diesen Tafeln Aquarelle fertigen, die sich im Unterricht gut verwerten ließen. Zur Selbstorientierung des Lehrers genügen allenfalls die Abbildungen im großen Larousse und ähnlichen Lexika; zum Vorzeigen in der Schule ist das Format dieser Bücher zu unhandlich, die Bilder selbst zu klein.

B. E.

Bücherecke.

Stories from English History by various Authors. Herausgegeben von **J. Bube.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 23 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, G. Freytag. 1915. Geb. Mk. 1.50. Hierzu ein Wörterbuch. Preis: 75 Pfg.

English Fairy Tales. Herausgegeben von Dr. **L. Kellner.** Zweite Auflage bearbeitet von Prof. Dr. **Adolf Müller.** Leipzig, G. Freytag. 1915. Preis: Geb. Mk. 1.—.

Wer sich wegen des ersten zusammenhängenden Lesestoffes für die Schüler des zweiten englischen Kurses in Verlegenheit befindet, dürfte mit Nutzen nach obigen Bändchen greifen, die eben in zweiter Auflage in Freytags Sammlung englischer Schriftsteller erschienen sind.

„Die Geschichten aus der englischen Geschichte" bieten eine interessante Übersicht über die Geschichte Englands und seiner Kolonien. Von der Landung Caesars in Britannien im Jahre 55 v. Chr. bis zum Durbar in der alten Mongolenstadt Dehli, die 1911 wieder in die ehrende Stellung der Hauptstadt von Britisch-Indien eingesetzt wurde, folgen sich Bilder des Krieges und des Friedens, Biographien von Königen und Königinnen, Heldentaten von Feldherren und Admiralen und Ruhmesblätter von Staatsmännern und Dichtern, welche die Geschicke Englands lenkten und dessen Kultur nachhaltig beeinflußten. Zwei Jahrtausende der Geschichte dieses Weltreiches ziehen kinematographisch vor den Augen des aufmerksamen Lesers vorüber. Die einzelnen Abschnitte sind gleichsam die Meilensteine dieser Weltgeschichte, die den Wanderer zur Ruhe und den Leser zum geschichtlichen Rück- und Ausblick einladen. Kurzum, es ist dies eine würdige, ernste und belehrende Lektüre.

Die englischen Märchen dagegen, so anregend sie bei jungen Leuten wirken, und so passend sie auch als Lektüre auf der bezeichneten Stufe sein mögen, stehen inhaltlich den obigen Geschichten weit nach. Soll den Schülern eine fiktive Lektüre geboten werden, so sind die reichen, novellistischen Erzeugnisse Englands oder die sogenannten Short Stories amerikanischer Schriftsteller viel belehrender, anziehender und unterhaltender. Überdies ist die Wahl der Märchen eine zu einseitige. Handeln doch — mit Ausnahme von der Geschichte von Dick Whittington — fast alle Märchen von den Riesen aus dem Sagenkreis des Königs Arthur. Der mehr als 20 Seiten umfassende „Jack the Giant-Killer" hätte als Vertreter dieses unheimlichen Riesengeschlechtes genügen dürfen. Mehr Abwechslung würde dem Büchlein mehr Freunde und Leser gewinnen.

Die Anmerkungen für beide Bändchen sind reichlich und zutreffend und die gebotenen Übersetzungen einzelner Stellen durchwegs sehr gut. Leider sind auch hier die Anmerkungen und Erläuterungen in ein getrenntes Heftchen zusammengefaßt, eine Form, die nun zur Mode geworden und die gegen jeden praktischen Einwand mit technischen Schwierigkeiten verteidigt wird. Wenn erfahrungsgemäß selbst die Fußnoten nicht immer die gebührende Beachtung finden, kann man sich vorstellen, welche Aufmerksamkeit jenen Anmerkungen und Erläuterungen zu teil wird, die vom Texte getrennt, bald vergessen, bald verlegt und der Umständlichkeit wegen meist gar nicht zu Rate gezogen werden. Brr.

Hotz, Schweizer Bürgerkunde. Kleines Handbuch des für den Schweizerbürger politisch Wissenswerten. Zürich, 1911. Schultheß u. Co. 2. Auflage. Preis gebunden Fr. 2.60.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß der Bürger- und Gesetzeskunde im Lehrplan unserer Mittelschulen eine selbständige Stellung eingeräumt werden müsse. Er behandelt deshalb den Stoff bereits als theoretisch abgeschlossenes Ganzes. Nun kennen aber unsere Mittelschulen die Bürgerkunde noch keineswegs als eigenes Lehrfach. Ein fertiges System hat also mehr Orientierungs- als schulpädagogischen Wert. Dieser läge darin, zu zeigen, wie die Bürgerkunde mit den einzelnen Fächern verbunden werden könnte, d. h. man müßte diese aus den Verhältnissen, wie sie tatsächlich vorliegen, herauswachsen lassen. Ein Buch mit diesem Ziele lag nun allerdings nicht in der Absicht des Verfassers. Er wollte uns vielmehr ein Nachschlagebuch des politisch Wissenswerten geben, und diesen Zweck hat er dank der leichtfaßlichen Gliederung des Stoffes auch erreicht. Das Büchlein ist also nicht bloß dem Bürger, sondern auch dem Lehrer zur Anschaffung zu empfehlen, muß dieser doch, bevor er in seinem Fache Stoffe aus der Bürgerkunde behandelt, sich zuerst klar werden über Wesen und Umfang dieses neuen Gebietes. H. S.

2. Jahrgang. Nr. 5. 3. August 1916.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Troia-Mykenä-Kreta. — Die Bedeutung der Antike für den staatsbürgerlichen Unterricht ꝛc. — Ein kleiner Beitrag zum Lese-Unterricht ꝛc. — Zunftstube. — Bücherecke.

Troia = Mykenä = Kreta.*)

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B.

1. Nach Mykenä.

Es war am 5. Mai 1914, als ich mit meinem Begleiter P. Luzius Fetz O. S. B., Sekretär Sr. Exzellenz Bischof Raymund Netzhammer in Bukarest, im Peloponnes-Bahnhof zu Athen den Zug bestieg. Ein Gefühl „frommen Schauers“ durchrieselte mich, trug doch die Fahrkarte in griechischen Majuskeln die bedeutungsvolle Aufschrift *ΑΘΗΝΑΙ-ΜΥΚΗΝΑΙ*. Mit der Bedächtigkeit eines schweizerischen Lokalzuges führte uns unser Dampfroß an Eleusis, wohin wir schon Tags zuvor auf der „Heiligen Straße“ gepilgert waren, dann an dem freundlich auf zwei Hügeln sich dehnenden Megara vorbei. Nun wand sich das Geleise, zum Teil in kühnen Sprengungen, dem Fuß der Geraniaberge entlang — ich glaubte mich zuweilen fast im Gotthardzug über der Axenstraße — indessen sich links auf der spiegelglatten Fläche des saronischen Golfes Salamis und Aegina mit den vorgelagerten Inselchen und den Höhen Attikas im Hintergrund in wechselvollem, reizendem Spiele wie Kulissen an einander vorüberschoben. Und siehe, „schon winkt auf hohem Bergesrücken Akrokorinth des Wandrers Blicken“, überragt von der Schneekuppe der Kyllene, und nordwärts arbeiten sich die dunklen Massen des Helikon und Kithäron hervor. Mit beschleunigter Eile geht es über den Isthmus an der Lehmstadt Neukorinth vorbei und mitten durch ihre prächtigen Weinkulturen, und dann das argivische Kalkgebirge hinan. Noch mühen wir, auf dem Plateau angelangt, die Augen mit dem vergeblichen Bestreben ab, am nahen Tretonberg die Höhle herauszufinden, worin der nemeische Löwe einst gehaust haben mag, da öffnet sich unversehens der Horizont nach Süden und erschließt uns in herrlichem Bilde die Ebene des Inachos. Mäßige Höhenzüge umrahmen sie beiderseits, deren Endpunkte links der Palamidi bei Nauplia, rechts Larisa, die einst weithin herrschende Hochburg von Argos,

*) Dieser Vortrag, gehalten am 29. Juli 1914 in Freiburg, ist hier vollständig umgearbeitet.

markieren, zwischen beiden grüßt schimmernd die argivische Bucht herauf. In starkem Gefälle senkt sich das Bahngeleise talwärts, und ehe wir uns dessen versehen, gerade im Bergwinkel, weckt uns der Ruf des „Odigos“: „Mikine!“ aus unserer Betrachtung.

Von der Station, vor den Ausgrabungen Phychtia geheißen, führt ein steiniger Fahrweg am Dörfchen Charvàti vorbei ost-, dann nordwärts in ungefähr ¾ Stunden zum einstigen Sitze der Tantaliden empor. Die Ruinen decken einen langgezogenen Hügel (278 m ü. M.), der sich dem Berührungspunkt der von Nord nach Süden gerichteten Bergpyramiden Zara und Hagios Elias (1199 m) vorlagert. Der Überblick über die Ebene, wie er beim Hinansteigen Schritt für Schritt sich weitet, erinnerte mich — si parva licet componere magnis — an das Hochtal von Rotenturm. Doch scheint die argivische Talsohle bedeutend breiter und ist auch nicht ganz so trostlos wie jene, aber die umzirkenden Höhengürtel zeichnen sich in ähnlichen Linien vom Himmel ab, das Gelände ist hier wie dort fast baumlos und vorwiegend Weideland: das „roßenährende Argos“. Erst in der unmittelbaren Nähe des Meeres wird, wie die spätere Weiterfahrt zeigte, die Vegetation reich. Der Weg, den wir gingen, deckt sich zum Teil mit einer der Kunststraßen, die Mykene in seiner Glanzzeit mit dem Isthmos, mit dem Heraion, Argos und dem mykenischen Vorwerk Tiryns verbanden und es so zum Knotenpunkt eines weitverzweigten Verkehres und damit zur Kulturzentrale machten. Schon standen wir in der Tat vor dem ersten großartigen Zeugen dieser Kultur, dem sog. „Schatzhaus des Atreus“, vom Volke mit besserem Instinkt von altersher das „Grab des Agamemnon“ genannt, schritten dann neben zyklopischen Mauern durchs Löwentor und an den einst goldreichen Schachtgräbern innerhalb der Burg vorbei zum jetzt wieder leicht erkennbaren Standort des Pelopidenpalastes hinauf.

Die Flut dreitausendjähriger Erinnerungen aus Geschichte und Sage, die hier auf den Wanderer einstürmen, wurde mir nicht durch die Ahnung vergällt, daß ich, kaum heimgekehrt, vom Komitee des Freiburgerferienkurses für Mittelschullehrer zu einem Vortrag über „Mykenä“ eingeladen würde. Dazu ist es nun tatsächlich gekommen, indem man wohl vom alten Dichterwort ausging: „Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen.“ Zum Glück gestattet die sehr allgemeine Fassung des mir gestellten Themas eine gewisse Bewegungsfreiheit. Darauf gestützt, will ich nun hier gerade von dem nicht sprechen, was man nach dieser Einleitung wohl zuerst erwartet, von dem Befund und Aussehen des mykenischen Trümmerfeldes. Ich darf davon um so eher Umgang nehmen, als solche Beschreibungen, abgesehen von den Werken Schliemanns und Dörpfelds und den verschiedenen Reiseführern durch Griechenland, von einer Reihe von Nachschlagewerken für die klassische Altertumswissenschaft geboten werden, und zwar in so eingehender und exakter Darstellung und unterstützt durch photographische Aufnahmen, Zeichnungen und Pläne, daß ich ihnen trotz des genommenen Augenscheins Wesentliches

nicht beizufügen habe. Darum glaub' ich meinen verehrten Zuhörern einen bessern Dienst zu erweisen, wenn ich etwas weiter ausgreife.

Vor nicht allzulanger Zeit noch galten die beiden Löwen über dem Eingange der Atridenburg auf dem Gebiete der Plastik, ähnlich wie die homerischen Epen in der Poesie, als das älteste Denkmal der griechischen Kunst. Wir hatten uns gewöhnt, diese als eine Art Acheiropoieton, als etwas fertig vom Himmel Gefallenes anzustaunen. Jetzt wissen wir, daß wie Homer, so auch das Löwentor den Abschluß einer langen Entwicklung bedeutet, es steht am Ende einer Kultur, die, Jahrtausende lang verschüttet und vergessen, mit einem Male wieder an das Tageslicht getreten ist und mit der Fülle ihrer Erscheinungen der Welt Überraschungen gebracht hat, von denen sie sich noch kaum völlig erholt hat. Diese neuerschlossene Kultur, an die wir ja heutzutage in erster Linie denken, wenn von Mykenä Erwähnung geschieht, vielmehr als etwa an die Atriden und ihr Geschick, diese Kultur ist es, ihre materiellen [1]) Erscheinungsformen und Eigentümlichkeiten, ihre Entwicklungsstufen und Beziehungen, ihr relatives Alter und die Stammeszugehörigkeit ihrer Träger, worüber ich einen gedrängten Überblick geben möchte. Im Anschluß daran soll noch das Verdienst der homerischen Epen um die neuen Entdeckungen gestreift werden. [2])

2. Die „trojanische" Kultur.

Um den richtigen Ausgangspunkt für meine Aufgabe zu nehmen, muß ich Sie für einen Augenblick im Geiste von Mykenä nach Troia versetzen.

Am Anfang der siebziger Jahre d. v. Jahrh. begann Heinr. Schliemann seine ergebnisreichen Ausgrabungen in Hisarlik, wo er im Widerspruche mit der damals herrschenden Ansicht, aber, wie sich in der Folge herausstellte, mit vollem Rechte das homerische Ilion vermutete. Die Arbeiten dauerten mit mehreren Unterbrechungen bis zu Schliemanns Tode (1890) und wurden erst nachher von seinem langjährigen Mitarbeiter und wissenschaftlichen Berater Dörpfeld zum endgültigen Abschlusse gebracht. Das Ergebnis war zunächst, daß dieser Platz im Laufe der Zeiten neunmal, nach der Ansicht einiger Forscher noch öfter, überbaut und dann infolge zerstörender Naturereignisse,

[1]) Ich berühre namentlich die religiösen Erscheinungen nicht, die betreffenden Funde erscheinen mir zu vieldeutig, als daß sich darauf jetzt schon etwas Sicheres aufbauen ließe.

[2]) Hauptsächlich benützte Werke: H. Schliemann, Ilios, Stadt und Land der Trojaner. Leipzig, 1881. D. Fimmen: Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur, Leipzig u. Berlin, 1909. Ed. Meyer: Geschichte des Altertums, I². Stuttgart u. Berlin, 1909. (Von der dritten Auflage dieses Bandes war mir nur die erste Hälfte erhältlich, die hier weniger in Betracht kommt). R. V. Lichtenberg: Die ägäische Kultur, Leipzig, 1911. Fr. Baumgarten: Das griechische Altertum, in: Die hellenische Kultur dargestellt von Fr. Baumgarten, Frz. Poland und R. Wagner³. Leipzig u. Berlin, 1913. Fr. Lehmann-Haupt: Griechische Geschichte in der: Einleitung in die Altertumswissenschaft, herausg. von A. Gercke u. Ed. Norden, III². Leipzig, 1914. E. Drerup: Homer², Mainz, 1915; u. a.

Verheerung durch Feindeshand usw. wieder verlassen worden ist. Die älteste Stadt, als Troia I bezeichnet, hatte nur sehr primitive Mauern; ebenso unvollkommen war das Geräte: Hämmer und Keulenknöpfe aus Stein, Nadeln aus Knochen; die Tonware von der Hand gearbeitet und ungleichmäßig gebrannt, eingeritzte oder aufgemalte Linearverzierungen zeigen einen ersten Anflug von Ornamentik. So scheint die Kultur dieser ersten troianischen Schicht durchaus einer fortgeschritteneren Steinzeit anzugehören und wurde deshalb früher unbedingt als neolithisch bezeichnet. Da aber unter den Funden doch auch Metallgegenstände vorlagen, erklären sie neuerdings vereinzelte Stimmen ebenso energisch als ein Produkt der Bronzezeit. **Et adhuc sub iudice lis est!** Doch wird die zweite Annahme schwerlich je zur Gewißheit erhoben werden können, da hiezu die Grundbedingung fehlt, die sichere Zuweisbarkeit jener Fundstücke zu dieser Schicht.

Eine mehr als 5 m dicke Anhäufung von Schutt und Erde trennt die unterste Schicht von der zweiten, die ein wesentlich anderes Bild zeigt. Die neuen Ansiedler hatten den Boden erhöht und geebnet und auf einem stark geböschten Unterbau von kleinen Feldsteinen eine Burg mit Mauern aus Luftziegeln und eingelegten verklammernden Holzbalken, mit turmartigen Vorsprüngen und großen Torbauten aufgeführt. In zwei spätern Bauperioden wurden die Mauern jedesmal weiter vorgeschoben und die Anlage verbessert. So scheint die Stadt in wechselnder Gestalt Jahrhunderte lang bestanden zu haben, bis sie in einer furchtbaren Katastrophe durch Feuer zerstört wurde, „einer Katastrophe, welche so plötzlich über sie kam, daß die Bewohner sogar einen großen Teil ihrer Schätze zurücklassen mußten“ (Schliemann). Von den Innenbauten (Luftziegel mit Holzbalken verankert auf steinernem Sockel) verdient besonderer Erwähnung das Herrenhaus; es lag in einem großen Hof, zu dem ein Torweg Einlaß gewährte. Sein Hauptteil bestand in einem geräumigen Saal (20×10 m) mit einem runden Herd in der Mitte und einer fast quadratischen Vorhalle von ungefähr 10 m im Geviert: das „Megaron“. Die Kultur, die in diesen Bauten geherrscht, offenbart der ersten Schicht gegenüber einen zunehmenden Reichtum, alles ist im Fluß, in einer Entwicklung zu Höherem begriffen. Zuerst finden sich noch die früheren primitiven Tonscherben, aber bald kommt die Töpferscheibe und der Brennofen auf und damit eine sorgfältigere Technik, eine gleichmäßigere Färbung und ein weit größerer Reichtum an Formen, wie sie über das praktische Bedürfnis hinaus eine kindliche Phantasie eingeben mochte: Schnabelkannen, Deckelvasen, dreifüßige Kochtöpfe, Trinkbecher mit zwei Henkeln (*δέπας ἀμφικύπελλον*); besonderer Beliebtheit erfreut sich die sogenannte Gesichtsurne, eigentlich hat das Gefäß Menschengestalt, die allerdings mehr im Rohen angedeutet als ausgeführt ist. Auch Tierformen werden nachgeahmt. Solche Erzeugnisse hat die primitive Phantasie bei den verschiedensten Völkern erzeugt, aber in Troia sind sie besonders charakteristisch. Sehr bemerkenswert sind die unzähligen durchbohrten Tonkugeln, die als Spinnwirtel dienten, mit eingeritzten, meist weiß ausgefüllten Verzierungen: Hackenkreuzen,

Sonnen, auch Menschen, aber auch diese immer dem linearen Dekorationsprinzip untergeordnet: der Leib nur durch einen Strich angedeutet usw. Auf einigen dieser Gegenstände wollte man sogar Schriftzeichen vermuten. Die Steintechnik zeigt eine hohe Vollendung: trefflich polierte und reliefartig verzierte Äxte und Hämmer, ihre Ornamentik steht schon unter dem Einflusse des Metallstils. In der Tat, trotz mancher Nachwirkung der Neolithik stehen wir hier im vollen Übergang aus der Stein- in die Bronzeperiode, wenn nicht schon mitten in der letzten. Gold und Silber werden zum Schmuck verarbeitet: zu Diademen, Haarnadeln, Ohrringen mit langen Gehängen aus Goldblech, Armspangen mit ausgestanzten Spiralen und Rosetten. Wenn die Angaben über die Fundumstände zuverlässig sind, so gehören ja fast alle von Schliemann entdeckten Gold- und Silberschätze in Troia der zweiten Stadt an. Waffen und Hausrat: Dolche, Lanzenspitzen, Rasier- und andere Messer, Sägen, Meißel, Nägel, Kessel und Schalen usw. wurden aus Bronze angefertigt.

Diese Kultur der zweiten Schicht Troias, von ihrem ersten reichsten Fundort die „Troianische“ genannt,*) fand die weiteste Verbreitung. Sie ist durch lokale Variationen nur wenig modifiziert, überall in den Ansiedlungen auf den Inseln des ägäischen Meeres und auf dem griechischen Festlande vertreten, wo die Ausgrabungen bis in die ältesten Schichten vorgedrungen sind, ebenso im Innern Kleinasiens und ganz besonders auf Zypern. Ja, ihre Einflußsphäre reicht noch merklich weiter. Troia lag ja am uralten Wege, auf dem der indo-europäische Stamm aus seiner Heimat im Osten nach Westen zog, und in der Nähe der großen Meeresstraße des Hellespont. So kann es uns nicht wunder nehmen, wenn wir auf Ableger der „troianischen“ Kultur in den Donauländern im Norden, und westlich in Italien, namentlich in Etrurien stoßen; selbst auf eine Verkehrsbeziehung mit Sinear und dem Niltal (über Zypern) scheinen einige, freilich sehr vereinzelte Spuren hinzuweisen, doch ohne Rückwirkung von diesen Ländern her.

H. Schliemann glaubte nun, in der verbrannten Stadt dieser II. troianischen Schicht das homerische Troia gefunden zu haben.**) Die Lage der Stadt, die außerordentlich starke Befestigung der Burg mit dem hofumschlossenen Megaron im Zentrum, der große Goldfund, den er für den Schatz des Priamus ansah, die Spuren einer gewalttätigen Zerstörung durch Feuer: alles schien seine Annahme sicher zu stellen. Er brachte deshalb seine Ausgrabungen in Troia zu einem vorläufigen Abschluß und setzte seinen Spaten in Mykenä an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jetzt wird dafür von Drerup und andern die Bezeichnung „praehistorisch“ vorgeschlagen; allein da auch die neolithische, von dieser ersten Bronzekultur wesentlich verschiedene Periode „praehistorisch“ ist, behalten wir hier der Deutlichkeit wegen die ältere Benennung bei.

**) Im Werke „Ilios“ 1881 zählt Schliemann die „verbrannte Stadt“, das homerische Troia, nicht, wie in seinen früheren Veröffentlichungen, als die zweite, sondern als die dritte Stadt. Wahrscheinlich hat er damals irrtümlicherweise eine der drei Bauperioden der zweiten Stadt als eine selbständige Ansiedlung betrachtet.

Die Bedeutung der Antike für den staatsbürgerlichen Unterricht und die internationalen Beziehungen der Schweiz.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B.

(Fortsetzung.)

Eine dritte Quelle staatsbürgerlicher Bildungsstoffe sind die Werke der antiken Dichter. Homer bringt dem Leser so recht den Unterschied in der sozialen Stellung zum Bewußtsein, den es in der alten Welt zwischen Freien und Sklaven gab; aber er gibt auch zahlreiche Proben eines schönen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Gesinde, so zwischen Eumaios und Dolios in der Odyssee. Für die Zeiten des patriarchalischen Königtums und der patriarchalischen Gewohnheiten, die im modernen Wirtschaftsleben kaum mehr in die Erscheinung treten, bildet er eine erstklassige Quelle. Seine Schilderungen erfüllen, wie die Verhandlungsberichte der schlesischen Direktoren hervorheben, [1]) namentlich die zwei nationalökonomischen Begriffe der Eigenwirtschaft im Gegensatz zur Volkswirtschaft mit Arbeitsleistung und der Nationalwirtschaft im Gegensatz zur Geldwirtschaft mit so lebendigem Inhalt, wie es kein geschichtlicher Unterricht zu tun vermag. Das gleiche läßt sich von den politischen Begriffen der Staatsorgane sagen, die in ihren Trägern, dem Königtum, dem Rate der Ältesten und dem Volke besonders plastisch vor die Seele des Lesers treten.

Vergils Aeneide ist ein nationales Werk ersten Ranges. Augustus und die gens Julia sollen als die Auserwählten einer höhern Weltpolitik verherrlicht werden. Das vom Dichter entworfene gewaltige Weltbild ist, wie Baumgartner [2]) bemerkt, „durchflammt von der mächtigsten religiösen und nationalen Begeisterung“ .... und das von ihm gezeichnete „Rom des Augustus bildet, neben dem Athen des Pericles, das glanzvollste Kulturbild der antiken Welt“. Es bietet dem Schüler Gelegenheit gewisse Parallelen zu ziehen mit modernen Höfen und Dynastien; beliebt ist ja der Vergleich zwischen dem Rom des Augustus und der Herrschaft des französischen Sonnenkönigs in Versailles; vielleicht, daß, nach Ablauf dieses Weltkrieges sich noch andere, interessante Ähnlichkeiten finden lassen, zwischen den Höfen des alten Rom und denen von Wien und Berlin, zwischen den Juliern und den Habsburgern und Hohenzollern.

Selbst Vergils Georgica mit ihrer klassischen Schilderung des Landbaus, der Baumkultur, Viehzucht und Bienenzucht hat einen nationalen, ja weltgeschichtlichen Hintergrund. In Augustus ist der Welt nach schweren Kriegen ein Friedensfürst erstanden, der es dem schwer betroffenen Landmanne wieder möglich macht, in Ruhe die heimatliche Scholle zu bebauen; der Rückblick am Ende des ersten Buches, der das stille Glück dieses

[1]) A. a. O. S. 385.

[2]) Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums. S. 435 f.

Standes nach eingetretener Friedensaktion preist, im Gegensatz zum vorhergehenden wilden Kriegsgetümmel, mag nach einmal diktiertem Weltfrieden für die vom Kriege Betroffenen einen eigenen Reiz haben.

Staatsbürgerliche Ideen großen Stils sind besonders auch in den griechischen Tragödien niedergelegt. Die Eumeniden des Aeschylus dienen der Verherrlichung des Areopags, des alten Adelsrates, den unter Perikles' Führung die Athener seines politischen Einflusses entkleidet hatten. In Sophokles' „Ajax" haben wir den Konflikt zwischen dem Heerkönigtum und den Bundesfürsten, eine Idee, die sich bereis in der Ilias findet. In der erschütternden Tragödie „König Oedipus" ist das Verhältnis zwischen Fürst und Staat beleuchtet, der „Oedipus auf Kolonos" zeigt das Asylrecht, in der „Antigone" will Sophokles eine prinzipielle Rechtsfrage zum Austrage bringen, nämlich den Streit zwischen dem ewig göttlichen Gesetz oder dem unveränderlichen Naturgesetz auf der einen und der Staatsraison oder der vorübergehenden, wandelbaren Menschensatzung auf der andern Seite. Wohl kaum eine Tragödie in der Weltliteratur hat mehr Anlaß gegeben, die Schuld- und Rechtsfrage allseitiger zu erörtern, als diese. Wir kennen keinen andern Unterrichtsstoff am Gymnasium, der geeigneter wäre, den jungen Mann staatsrechtlich denken zu lehren, als eine eingehende Behandlung der Antigone des Sophokles. [1])

Als politischer Erzieher kommt auch Horaz in Betracht: Wenigstens 18 seiner besten Oden sind dem Ruhme des Augustus und der Verherrlichung Roms gewidmet. Wie die Dichtungen Vergils sind auch viele seiner Gesänge eine immer frische Quelle des Patriotismus. Das gilt besonders von den 6 Römeroden des III. Buches, in denen der Dichter die neuen Einrichtungen und den Abschluß der augusteischen Staatsordnung in schwungvollen Versen verherrlicht und sich dadurch zum Mitverbündeten der Reformbestrebungen des Prinzeps macht. Von bleibender Bedeutung sind besonders seine kleinen Kulturbilder. Die Schilderung in der 18. Ode des II. Buches, wie der Kleinbauer mit seinem Weibe infolge der Ausdehnungsgelüste des reichen Gutsnachbarn gezwungen wird mit den Larenbildern unter dem Arme und den zerlumpten Kleinen am Busen in die Großstadt, ins Massenelend, zu ziehen, geben Anlaß, darauf hinzuweisen, wie eine gewissenlose Plutokratie in Italien den bäuerlichen und bürgerlichen Mittelstand zu Grunde richtete, wie die kleinen Gehöfte vom Großbesitz aufgesogen wurden, das Proletariat sich in ungesunder Weise in den Großstädten anhäufte, und die sozialen Krankheitserscheinungen, die Wohnungsnot und das kümmerliche Leben in den Mietskasernen in ähnlicher Weise wie heute in die Erscheinung traten. Die oft gegeißelte auri sacra fames und die unersättlichen Expansionsgelüste der römischen Latifundienbesitzer mit der Anhäufung des Reichtums auf der einen, der zunehmenden Armut auf der andern Seite zwingen

[1]) Vgl. Das Antigone-Problem, von Dr. P. Johann Baptist Egger O. S. B. Rektor. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Kantonalen Lehranstalt Sarnen 1905/06 S. 47—66.

zur Beobachtung der moralischen Defekte im Volksleben, welche der schroffe Gegensatz von Mammonismus und Pauperismus im kaiserlichen Rom hervorgerufen hat und überall hervorrufen wird, wo nicht für eine gesunde Verteilung des nationalen Bodens und die wirtschaftlichen Interessen der Bevölkerung, zumal auf dem Lande, gebührend gesorgt wird. Ausblicke auf die frühern agrarischen Reformbestrebungen des Tiberius Gracchus zur Besserung der sozialen Lage des Volkes, seine Mißerfolge, sein Tod usw., werden das Bild vervollständigen.

Selbst zur Erörterung der heute so akuten orientalischen Frage gibt Horaz bestimmte Anhaltspunkte. In der 3. Ode des III. Buches, deren Sinn zuerst Mommsen erschlossen, warnt der Dichter des entschiedensten vor einer Verlegung der Hauptstadt von Rom nach Byzanz, ein Plan, der nach Cauers Nachweis wirklich im Kopfe des Augustus aufgetaucht zu sein scheint. Der Protest des Dichters an seinen kaiserlichen Gönner erinnert somit an eine Phase jenes ruhelosen Kampfes, den die Nationen durch die Jahrhunderte hindurch um den Besitz dieses wichtigen Berührungspunktes zweier Welten geführt, an jene Völkergelüste, die mit dem trojanischen Krieg, dann mit den Kämpfen der Perser und Griechen blutig einsetzten, zu Beginn der römischen Kaiserzeit wieder auftauchten, in der Gründung des oströmischen Reiches zur Ausführung gelangten, im gegenwärtigen Weltkrieg Rußlands Aspirationen bis zur Umtaufe von Konstantinopel in Zarigrad trieben und die übrigen Ententemächte zu der bekannten mißglückten Dardanellenoperation veranlaßten. Eine Frage dieser Art kann, wie Cauer [1]) bemerkt, nur im welthistorischen Zusammenhang richtig gewürdigt werden.

Welche aktuelle Bedeutung gewisse großzügige Stoffe aus der Antike wieder erlangen, wie unsterbliche Dichtungen gewissermaßen wieder Auferstehung feiern z. B. das Perserdrama des Aeschylus, das den Sieg hellenischer Freiheit über orientalisches Massentum schildert, veranschaulicht am besten ein unlängst erschienenes kleines Drama, betitelt: „Feinde ringsum". [2]) Dieses „Spiel für ernste Zeiten", wie es sich auch nennt, hat Schillers Urenkel, Alexander von Gleichen-Rußwurm, den bekannten Übersetzer der Orestie, zum Verfasser und den großen Freiheitskampf der Griechen unter Themistocles zum Inhalte. Das Drama aus Griechenlands größter Zeit will als Sinnbild für die Gegenwart aufgefaßt sein; drum heißt es eingangs:

Nur einmal — blicken wir in ferne Zeiten —
Stand ein gebildet Volk so in Gefahr
Und mußte sich zum höchsten Kampf bereiten,
Der ihm für höchstes Gut ein Ringen war.

Die Schlacht von einst soll Leben hier erhalten,
Und ihr Geschehen wird uns zum Symbol.
Begeisterung und Mut kann nie veralten,
Die Kernkraft lebt, es fällt, was morsch und hohl.

[1]) Palaestra vitae S. 68.
[2]) Weidmannsche Buchhandlung.

Wie damals Griechenland nach allen Seiten,
Umringt von ſtarken Feinden, ſich gewehrt,
So müſſen wir mit Oſt und Weſte ſtreiten,
Die ganze Welt iſt gegen uns gekehrt.

Auf die lebensvollen Bilder aus Griechenlands Geſchichte, auf den kräftigen Dialog, in dem die Beziehungen der Vergangenheit zur Gegenwart in zahlreichen Sentenzen und Wendungen hervortreten, ſowie auf die Perſönlichkeit des Themiſtokles, den Typus deutſcher Kraft, Entſchloſſenheit und Zuverſicht näher einzugehen, geſtattet der Rahmen unſerer Darſtellung nicht. Es genüge zu bemerken, daß der Dichter in geradezu vorbildlicher Weiſe uns hier belehrt, wie gewiſſe Ereigniſſe der alten Welt wegen der Ähnlichkeit der Richtung und des Zieles, ob der Gemeinſamkeit des Lebens und Empfindens zur Weckung und Förderung der großen vaterländiſchen Intereſſen der Gegenwart Verwendung finden können. —

Wir gehen zu einer letzten Gruppe über, zu den Vertretern der antiken Beredſamkeit. Ihre Werke bieten beſonders ausgiebigen Stoff für Weckung und Pflege ſtaatsbürgerlicher Geſinnung. Lyſias' Reden führen zu Vergleichen des atheniſchen Gerichtsweſens mit dem der modernen Staaten und geben Anlaß zu ſozialpolitiſchen Betrachtungen über Armenpflege und Invalidenverſicherung, ſo in der Rede über den „Unbemittelten" (*ὑπὲρ τοῦ ἀδυνάτου*), oder über Spekulationsgeſchäfte und Getreidepreiſe (*κατὰ τῶν σιτοπωλῶν*). Seine Advokatenpraxis als Logograph, in welcher Eigenſchaft er bloß Reden für andere ſchreiben, aber nicht ſelbſt für ſie halten durfte, laſſen die ungleich freiere und ſelbſtändigere Stellung der heutigen Anwälte zu denen jener Zeiten erkennen. In Demoſthenes' Reden feſſelt nicht bloß die rhetoriſche Kunſt, ſondern noch mehr der Widerhall der gewaltigen Kämpfe um die höchſten Güter der Nation. Durch überzeugende Darlegung ſeiner Politik und durch den feurigen Appell an den Patriotismus ſeines Volkes iſt er ein gewaltiger Rufer im Streit, ein Wecker und Mahner ſtaatsbürgerlicher Geſinnung geworden. In der Rede gegen Leptines befürwortet er in wohldurchdachter Weiſe das Recht, ja die Pflicht des Staates, hervorragende Verdienſte einzelner Männer zu belohnen und auf ſolche Weiſe andere zum Wetteifer in Erfüllung ihrer Bürgerpflichten anzuſpornen.

Wertvollen Stoff für die Kenntnis gewiſſer politiſcher Richtungen und zur Erläuterung von Ideen über Juſtiz, Verwaltung, Gerichtsweſen uſw. bieten beſonders Ciceros Reden und Briefe. Der Begriff der Nobilität und ihrer politiſchen Bedeutung wird dem Schüler erſt durch ſeine Schriften ſo recht klar. Welches Intereſſe der Staat an dem Stande der „Ritter" haben mußte, die als Vertreter der hohen Finanz mit ihrem Vermögen oft genug den Gang der Politik beeinflußten, beſonders in ihrer Eigenſchaft als Steuerpächter in Aſien, zeigt die Rede „de imperio Gnaei Pompei" 7, 17. Die korrupte Politik der beim erſten öffentlichen Auftreten Ciceros faſt allmächtigen Ariſtokratie in Rom enthüllen ſeine Verrinen, in

denen Verres als der Typus einer politischen Partei erscheint, die in ihrem staatsverderbenden Einfluß an den Pranger gestellt wird. Aus diesem Prozeß erfährt, wie Cauer [1]) bemerkt, der Schüler, wie schwierig es war, selbst bei himmelschreiender Ungerechtigkeit, einen Advokaten zu finden, der es wagte die Anklage zu übernehmen, und lernt im Anschlusse daran das Gute der modernen Einrichtungen schätzen, die im Interesse des Gemeinwohles und des gleichen Rechtes für alle das Institut der Staatsanwälte geschaffen. Aus den Reden „in Verrem", „pro Caecina" und „pro Cluentio" ist ersichtlich, wie den Römern im Kriminalprozeß Stimmenthaltung gestattet war, während die modernen Schwurgerichte jeden Geschworenen zwingen, auf eine oder mehrere, auf den kontradiktorischen Gegensatz „Schuldig oder nicht schuldig" gestellte Fragen mit „Ja" oder „Nein" zu antworten. In welche Pflichtenkollision ein Staatsmann in einem Gemeindewesen kommen kann, wo das Gebiet der Justiz und Verwaltung noch nicht so scharf getrennt ist wie bei uns, zeigt Ciceros Stellung als Konsul im Prozeß gegen die überführten Catilinarier. Als er diese am 5. Dez. 63 nach Beschluß des Senates hinrichten ließ, handelte er nicht viel anders, als wenn heutzutage ein bedeutender Staatsmann durch das Gesamtministerium ein Todesurteil aussprechen und dieses dann vollstrecken lassen wollte. [2]) Ciceros Bemühungen, seinen Standpunkt rechtlich zu begründen, kennen wir aus den katilinarischen Reden. Doch wir können nicht weiter auf Einzelheiten eingehen. — Man wünscht von unserm heutigen Standpunkte aus in den Gerichtsreden Ciceros oft eine strengere juridische Argumentation, dafür aber weniger politische Digressionen; das mag berechtigt sein; für unsern Zweck aber wirft gerade dieses letzte Moment manchen fruchtbaren Gedanken ab; wir werden der Reihe nach mit den wichtigsten parteipolitischen Strömungen dieser äußerst bewegten Zeit vertraut.

Für die Kenntnis des römischen Justiz- und Gerichtswesens sind Ciceros Reden sicher eine erstklassige Quelle. Hier lernt der Schüler den Geschäftskreis der einzelnen Beamten, die Befugnisse der Richter, die verschiedenen Kategorien von Vergehen, die Stellung des Anklägers, des Angeklagten, der Zeugen, der gerichtlichen Beistände, die Entscheidungen, Berufungen usw. kennen, kurz, er sieht den ganzen Apparat römischer Justiz unter der Hand eines hochgebildeten Advokaten und bedeutenden Staatsmannes in voller Betriebstätigkeit. Bereicherung und Vertiefung des staatsbürgerlichen Wissens ist auch hier die notwendige Folge.

Gelegentliche Vergleiche der verschiedenen Einrichtungen in den antiken Staaten, wie sie sich in den Reden der großen Staatsmänner und Advokaten wiederspiegeln, mit unsern heutigen Verhältnissen werden unzweifelhaft anregend wirken und das Interesse des jungen Staatsbürgers fesseln. An gemeinsamen Grundlinien zwischen dem Altertum und der Gegenwart fehlt

[1]) A. a. O. S. 65.

[2]) Vgl. Cauer A. a. O. S. 65

es nicht; die Abhängigkeit ist oft recht in die Augen springend. So haben wir uns z. B. heute daran gewöhnt, die Staatsgewalten in eine gesetzgebende, vollziehende und richterliche einzuteilen, und auch Montesquieu in seinem „Esprit des Lois" unterscheidet un pouvoir législatiy, éxécutiv et judiciaire. Doch diese Einteilung ist nicht neu; bereits Aristoteles hat sie getroffen und so wandelt die Staatswissenschaft der Folgezeit wenigstens hierin in den Fußstapfen des Stagiriten. — Auf die Abhängigkeit der modernen Rechtsbegriffe von denen der Griechen und besonders der Römer hier aufmerksam zu machen, würde uns zu weit führen; daß das römische Recht der Erzieher der modernen Jurisprudenz geworden, ist bekannt. Von alters her finden wir auch eine Verteilung der gesetzgeberischen Gewalten auf mehrere Faktoren, zwischen denen jedesmal eine Einigung erzielt werden mußte. Im demokratischen Athen lag diese Gewalt in den Händen des Rates und der Volksversammlung, die zusammen die oberste Behörde bildeten; daher begann jeder Volksbeschluß, wie wir aus den Reden vernehmen, mit den Worten: „*Ἔδοξεν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ*; Rat und Volk haben für gut befunden". Im republikanischen Rom war die gleiche Macht auf Senat und Volk verteilt, daher die stets wiederkehrende Formel: „Senatus populusque Romanus decrevit". Diese Erscheinung regt wenigstens zum Nachdenken und zum Vergleich mit der Art der Zusammensetzung der gesetzgeberischen Gewalten in den modernen Staaten an. Dabei zeigt es sich, daß wir es fast durchwegs mit einer Zweiteilung der Parlamente zu tun haben, so in der Schweiz, wo die aus National- und Ständerat bestehende Bundesversammlung die oberste gesetzgebende Behörde bildet, in Deutschland, wo neben dem Staatsoberhaupt der Bundesrat und Reichstag Träger dieser Gewalt ist, in Frankreich und Italien, wo Senat und Deputiertenkammer in gleicher Weise funktionieren, und auch in Österreich, wo der aus dem Herrenhaus und dem Haus der Abgeordneten bestehende Reichsrat eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen hat, wie das aus Ober- und Unterhaus zusammengesetzte britische Parlament. Weiter als auf die Zweiteilung möchten wir unsern Vergleich nicht ausgedehnt wissen, indem im einzelnen fast jeder Staat wieder seinen besondern Charakter hat. Auf weitere interessante Anlässe zu Vergleichungen weist Cauer in seiner bekannten Palaestra vitae hin. [1]) (Schluß folgt.)

Der kan rhetorica garwe,
der mit der einvalte varwe
verwen sine rede kan:
wizzet, daz er ist ein wise man.
ob er ez tuot an boesen list,
so weiz ich, daz er wise ist. Thomassin v. Zerklære.

[1]) Vgl. V. Staat und Politik S. 56 ff.

Ein kleiner Beitrag zum Leſe-Unterricht in der Sekundarſchule.

Von Xaver Peter, Sekundarlehrer, Engelberg.

Der erſte Tag des Schuljahres bildet für meine neuen „Erſtkläßler“ ſtets ein nach ihren Begriffen weltbewegendes Ereignis. Mit einem mehr oder minder berechtigten Gefühl des Stolzes ſagen ſie der Primarſchule Valet und rutſchen, falls dies die Schlußnoten der 6. Klaſſe geſtatten, hinüber in die Sekundarſchule, wo ihnen nun noch der „letzte Reſt der Wiſſenſchaft“ in die jugendlichen Köpfe gepflanzt werden ſollte.

Ich denke, nicht aus Lerneifer, wohl aber mehr wegen des Reizes der Neuheit haben die meiſten der Eintretenden ſich ſchon ein Leſebuch angeſchafft. Haben alſo alle Schäflein glücklich ihre Plätze gefunden und ſind ſie mit den wichtigſten Beſtimmungen der Schulordnung und dem Stundenplane bekannt geworden, ſo beginnen wir gleich mit dem Leſen. Die Eröffnung, ſchon am erſten Tage in die Geheimniſſe des neuen Buches eindringen, an ſeinen ſchönen Erzählungen nippen zu dürfen, hält die junge Korona in freudigſter Spannung. — Doch nur langſam voran! Zuerſt wird eine kleine Revue gehalten über das Geleſene der allerletzten Vergangenheit. Und nun fliegen die Finger in die Höhe. In ſingendem Tone ſpielt die Leyer: „s' Spinnli, die Verſöhnung, das Erkennen, das Gewitter, der Wegweiſer uſw.“, bis ich endlich Halt gebiete.

Greifen wir nun zurück zum erſtgenannten, s' Spinnli. „Das hat euch allen wohl recht gut gefallen?“ Ein allſeitiges zuſtimmendes Kopfnicken — eine Ausdrucksform, die ich heute am erſten Schultage noch gelten laſſe — beſtätigt meine Annahme, ebenſo die Wahrnehmung, daß noch einige imſtande ſind, das Gedicht recht ordentlich zu rezitieren. Und nun ſtelle ich die gewichtige Frage: „Wer hat uns dieſes prächtige Gedicht gemacht?“ Verdutzt ſchauen die Neulinge einander an. Wie nur der Lehrer ſo etwas fragen kann? Keine Antwort. Ich gehe weiter. „Ihr habt mir noch viele andere Leſeſtücke und Gedichte aufgezählt. Wißt ihr vielleicht von irgend einem andern, wer dasſelbe verfaßt hat?“ — Stumpfes Hinbrüten und Augenverdrehen! Ein ganz Schlauer ſucht ſogar unter Anwendung eines Kunſtgriffes die kläglichen Überreſte ſeines Primarſchulbuches hervorzuziehen und ſo auf eine allerdings mehr wie zweifelhafte Art und Weiſe ſeine Ehre zu retten.

Die verehrten Kollegen und Leſer der Schweizerſchule werden erraten, was ich nach dieſer Einleitung ſagen möchte: Es wäre geradezu unverſtändlich, würde man auch noch in der Sekundarſchule die ſchönſten Balladen uſw. zwar nach allen Regeln der Methodik behandeln, aber ihres Schöpfers mit keiner Silbe Erwähnung tun. — Man kämpft gegenwärtig mit allen nur verfügbaren Mitteln gegen die Schundliteratur. Die Fabrikanten ſolcher Produkte werden öffentlich gebrandmarkt. Doch was nützt's? Wenn man

einmal mit dem Durchschnittspublikum, das ja durchwegs am meisten diese Erzeugnisse verschlingt, auf solchen Lesestoff zu sprechen kommt, dann heißt es gewöhnlich: „Diese und jene schöne, wunderbare und spannende Geschichte habe ich gelesen.“ Fragt man aber zufällig: „Von wem?“ so erhält man die Antwort: „Darauf habe ich jetzt nicht einmal geachtet“. Wir sehen also, der Titel und ein recht in die Augen stechender Einband machen bei solchen Leuten den „Zug“, Autor Nebensache. Da war ja fast jene Klavierschülerin, die ich einst befragte, was sie spiele, noch besser dran, als sie mir sagte: Vom Moderato und vom Volksweise. — Gerade dadurch nun, daß die Schüler gewöhnt werden, sich zuerst zu fragen: Von wem? und sich nicht wahllos in jede dargebotene Lektüre vertiefen, kann die Schule auch etwas beitragen zu der großen sozialen Aufgabe: Bekämpfung des verheerenden Giftes der Schundliteratur.

Ich meine nun nach dem Gesagten nicht, daß wir unsern ohnehin schon zu schwer beladenen Schulwagen etwa noch mit einer voluminösen Literaturgeschichte weiter befrachten sollen, nein beileibe nicht. Aber so ein kleines Lebensbild eines Dichters ist für den Schüler nicht eine wesentliche Mehrbelastung, sondern in vielen Fällen, wenn es sich um ein richtiges Verständnis eines Poems handelt, im Gegenteil eine Erleichterung. Man möge nun das aber auch nicht so auffassen, als würde diese Lebensbeschreibung als etwas für sich alleiniges, abstrahiert von allem andern, eingedrillt werden. — Versuchen wir es darum, um jeder irrtümlichen Auffassung vorzubeugen, gleich mit zwei Beispielen, statt lange zu fabulieren. — Wir stehen in der Geschichte beim Ausbruch der französischen Revolution. Dem Grundsatze der Konzentration huldigend, wird nach Möglichkeit, allerdings nicht zu einseitig, auch der Kompaß des Lese-Unterrichtes auf dieses Kapitel eingestellt.

1.

„Ihr habt in der letzten Geschichts-Stunde gehört, wie viele Franzosen, besonders aus dem Adelsstande, die dem König treu ergeben waren, das unglückliche Land verlassen mußten, wollten sie sich dem Tode durch das Beil entziehen. Unter den Flüchtlingen, die im Jahre 1790 all ihr Hab und Gut verließen und fortzogen in eine fremde Heimat, befand sich auch ein 9jähriger Knabe, der später einer unserer Lieblingsdichter wurde. Es ist dies Adelbert von Chamisso. Glückliche Jugendjahre hatte er bis jetzt verlebt auf seinem prächtigen Vatersitze, dem Schlosse Boncourt in der Champagne. Lange irrte er nun mit seinen Eltern umher, bis er in Berlin eine zweite Heimat fand. Er wurde Edelknabe und später Offizier. Trotzdem verblaßte die Erinnerung an seine schöne Jugend nie und die Bilder seiner Heimat suchten ihn oft noch in seinen Träumen heim. Im Jahre 1825 besuchte er als 44jähriger Mann, als seine Haare schon ergrauten, die französische Heimat. Aber das väterliche Schloß war von der Erde verschwunden, der Pflug ging über die geheiligte Stätte. Da erwachten in ihm frisch und lebendig die Bilder der Kindheit, die er fast vergessen geglaubt,

und die Erinnerung malte ihm das väterliche Schloß klar vor Augen. Hört nun, wie es der Dichter uns schildert." Und nun folgt wenn möglich freier Vortrag: Schloß Boncourt.

Bei Behandlung von „Die alte Waschfrau" wird an obiges angeknüpft und das Cliché des Dichters erweitert und ergänzt. Fast mühelos erhalten die Schüler, allerdings in den gewollten einfachsten Rahmen, ein eindrucksvolles Lebensbild, und es ist das immer ein Faktor, der ihnen manche Freude macht und ganz besonders das Interesse weckt. —

2.

„Es gibt Dichter, die ihre Gedichte unter einem andern Namen veröffentlichen, unter einem sog. Dichternamen oder Pseudonym. (Ein ganz Lebhafter streckt mit vielen Gestikulationen den Finger, ich muß ihn hören. „Ziböry" ruft er mit einer triumphierenden Miene seinen Kameraden zu. Nach dieser kleinen, zwar unreglementarischen Unterbrechung, die ich aber gar nicht ungerne sah, zeigt sie mir doch deutlich das wachgewordene Interesse, fahre ich weiter.) In Ungarn ist im Jahre 1802 ein Dichter geboren, ihr lernt ihn kennen unter dem Namen Niklaus Lenau. Eigentlich hieß er Niklaus Niembsch, Edler von Strehlenau. Er studierte in Wien und machte, wie ihr wohl oft auch, recht schöne Pläne für die Zukunft. Als sich diese später nicht erfüllten, wurde er schwermütig, zog sogar nach Amerika und lebte dort auf einer einsamen Farm am Missouri. (Karte vor!) Aber auch hier fand er nicht das erhoffte Glück, sondern nur schmerzliche Enttäuschungen. Voll Sehnsucht flogen dann seine Gedanken zurück in die alte Heimat und malten ihm Erlebnisse aus vergangenen Tagen, heitere und ernste, in den schönsten Farben. So erinnerte er sich auch an eine Postfahrt in einer mondhellen Maiennacht, die er von Stuttgart aus über Tübingen usw. als einziger Passagier machte. Hört wie uns der Dichter dieselbe so eindrucksmächtig schildert." Folgt: „Der Postillon".

Das ist in kurzen Zügen die Art und Weise, wie ich jeweilen bei der Behandlung von Gedichten und auch Prosastücken vorgehe, um das in der Einleitung umschriebene Ziel zu erreichen, nämlich die Schüler dahin zu bringen, sich auch im spätern Leben stets zu fragen: Von wem? bevor sie zur Lektüre greifen. — Man kann über dieses Verfahren geteilter Meinung sein. Doch wir sind ja hier, um uns unsere Erfahrungen in der Schule auszutauschen, uns gegenseitig anzuregen und in diesem Sinne möchte ich auch meine Arbeit aufgefaßt wissen.

Säet gute Ideen, so werden gute Taten entstehen! (Aus: „Was lieset du"?)

Mißverständnisse, Meinungsverschiedenheiten, Verstimmungen, selbst Zwistigkeiten sind unter uns schwachen und beschränkten Menschen nur schwer zu vermeiden, ja manchmal sind sie sogar gut, damit wir über eine zweifelhafte Frage klar, für eine gute Sache, die uns bisher gleichgültig war, begeistert und mit größerer Achtung für den bisherigen Gegner erfüllt werden.

P. A. M. Weiß (Die Kunst zu leben II 9).

Zunftstube.

Der Bildungswert des Grammophons. Unter dieser Überschrift bespricht P. Dunin-Borkowski in den bestbekannten „Stimmen der Zeit" (Lauf. Jahrg. S. 128 ff.) den bildenden Beruf des vielbegehrten und vielgeschmähten Instrumentes. „In Schulen hat es schon seinen Mund geöffnet, wenigstens zu Sprechübungen im fremdsprachigen Unterricht. Der Franzose und Engländer redet zum deutschen Jungen und lehrt ihn richtige Aussprache und Betonung. Viel ist es ja nicht, was da geboten wird, und doch besteht kein Zweifel, daß man den Unterricht in der Sprachlehre und später die Literaturstunden ungemein beleben könnte durch französische und englische Grammophonvorträge. Und wieviel ließe sich für deutsche Stunden gewinnen unter dem Eindruck künstlerischer Deklamationen. Was eine breite, langweilige Erklärung nicht vermag, erreicht der Vortrag spielend. Auf diesem Gebiete ist allerdings die Sprechmaschine trostlos rückständig. Eine Masse recht kümmerlichen humoristischen Gekreisches grölt und pfaucht aus ihren Trichtern, minderwertiges Gerede ist auf Hunderten von Platten verewigt, während klassische Vorträge selten verlangt und deshalb spärlich hergestellt werden. Die Nachfrage müßte wachsen, dann kämen die Angebote bald nach. Hier sollte die Schule eingreifen. Sie fordere nur einmal, daß die bekanntesten Balladen und die volkstümlichsten Monologe aus den in der Schule gelesenen Dramen von ersten Schauspielern und Künstlern für das Grammophon gesprochen werden, und das Geschäft wird für alles übrige sorgen, sobald der Absatz gesichert ist. Was jetzt vorhanden ist, ist viel zu wenig." Es folgt eine kritische Übersicht über den Bestand an Vortragsstücken und musikalischen Darbietungen. Vielleicht hat einer unserer Leser das Grammophon im fremdsprachigen Unterricht oder in der Deklamationsstunde auch schon benutzt und ist so gütig, die gewonnenen Erfahrungen an dieser Stelle seinen Kollegen zu unterbreiten. B. E.

Bücherecke.

Dürr, Dr. Emil, Die auswärtige Politik der Eidgenossenschaft und die Schlacht bei Marignano. Ein Beitrag zum Ursprung und Wesen der schweiz. Neutralität. Basel, Helbling und Lichtenhahn 1915. 45 S. Preis: Fr. 1.20.

Es ist nicht Neuland, was uns hier geboten wird, aber die Art und Weise wie der Herr Verfasser die Zeit der schweiz. Auslandspolitik und ihr Ende, das zugleich den Beginn der Defensivstellung bedeutet, behandelt, sichert der Abhandlung wohlwollende Aufnahme. Wir können dieses Schriftchen, als Vorstudie zu den zwei Arbeiten des nämlichen Verfassers im 4. Heft der „Schweizer-Kriegsgeschichte", „Grundzüge der Eidgenössischen Politik im 14. und 15. Jahrhundert und Eidgenössische Großmachtpolitik und Mailänderkriege", bewerten. A. Habermacher.

Seiler, Dr. Otto, Aussprache und Schreibung des Englischen. In der Sammlung: Englisch und Deutsch. St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung, 1916. Preis: Fr. 1.80.

Die 63 Seiten starke Broschüre bedeutet eine wertvolle Bereicherung unserer deutsch-englischen Lehrmittel. Sie stellt einen Vergleich an zwischen den beiden Schwestersprachen und lehrt in kurzer, klarer und systematisch aufgebauter Form das Entstehen des Englischen und seine Entwicklung aus einem ursprünglich germanischen Dialekt zur selbständigen, vollendeten Weltsprache. Auch der Schreibung dieses Idioms widmet der Verfasser im letzten Abschnitte seine besondere Aufmerksamkeit. Er hellt mehr als einen Schatten auf und hebt manches Vorurteil über die englische Schreibart und führt dadurch auch den Leser zur Überzeugung, daß die gegenwärtig bestehende Orthographie des Englischen keineswegs bloß ein Produkt blinden Zufalls darstellt, sondern den zu verschiedenen Zeiten erfolgten Einflüssen verschiedener Kräfte zuzuschreiben ist.

Wer also die englische Sprache nicht nur in ihren bestehenden Lauten und Formen erlernen, sondern überdies sich auch Rechenschaft geben will von ihrer Entstehung und Entwicklung, der greift mit großem Nutzen nach Dr. Otto Seilers neuestem Werk, und er wird mit erhöhtem Genusse dem Erlernen und Ergründen einer Sprache obliegen, die mit vollem Rechte vom Verfasser selbst „die Sprache zweier großer Kulturvölker und das bisher bevorzugteste Verständigungsmittel im modernen Welthandel und Weltverkehr" genannt wird. J. A. K.

Orell Füßli's Bildersaal für den Sprachenunterricht. **G. Egli, Sammlung von Bildern für den Sprachenunterricht. Russische Ausgabe.** Erster Teil: Wörter. Zweiter Teil: Ausdrücke. Dritter Teil: Sätze. Zum Unterricht in der russischen, französischen, englischen und deutschen Sprache. Zürich, Orell Füßli. Preis: Jedes Heft 50 Ct.

Mit seinem Bildersaal für den Sprachenunterricht, der uns russisch vorliegt, liefert G. Egli einer Kultur der fremdsprachlichen Lehrmethodik, von der man bisweilen glauben möchte, daß sie in der Herrschaft der „Nur-Grammatik" oder wenigstens ihrer Vorherrschaft erstarre, einen nicht zu verachtenden Beitrag.

Die Aufgabe, sich überhaupt, d. h. in seiner Muttersprache auszudrücken, muß zwar von der andern, es in einer fremden zu tun, u. E. getrennt werden, denn letztere setzt erstere voraus und für erstere müßten die „Bilderrätsel" noch schärfer vermieden werden.

Das Werklein muß in einem künftigen Lehrbuch für eine fremde Sprache, wie wir es im Interesse immer besserer Überbrückung der sprachlich-kulturellen Gegensätze heute mehr wie sonst wünschen, verwertet werden. Die methodische Darstellung des Begriffes im anschaulichen Bilde hilft weitere Kräfte des Lehrers für andere Möglichkeiten frei machen. C. Buschauer.

2. Jahrgang. Nr. 6. 28. Sept. 1916.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Shakespeares Macbeth. — Troia-Mykenä-Kreta. — Die Bedeutung der Antike für den staatsbürgerlichen Unterricht ꝛc. — Bücherecke.

Shakespeares Macbeth.

Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Sarnen.

Gleichsam als Anhang zu unsern frühern Ausführungen über Shakespeare geben wir hier eine als Einführung gedachte Lehrprobe zu einem der bedeutendsten und meistgelesenen Stücke des großen Briten.

I. Gang der Handlung. Die Hexen, dämonische Mächte der Finsternis, künden ihre Absicht an, den siegreichen Feldherrn Macbeth, Than von Glamis, nach der Schlacht zu treffen.

In Schottland wütet die Revolution, zu deren Unterdrückung Macbeth das meiste beiträgt. Er besiegt Macdonwald, der sich mit den Kernen und Gallowglassen, wilden irischen Völkerstämmen, verbindet und ebenso den Than von Cawdor, der vom Norwegerfürsten unterstützt, sich gegen seinen rechtmäßigen König empört hatte. Zum Lohn für seine Treue und seinen Heldenmut wird Macbeth zum Than von Cawdor ernannt.

Die Hexen verkünden dem aus der Schlacht heimkehrenden Macbeth, daß er Than von Cawdor und einst König sein werde, den ihn begleitenden Banquo erfreuen sie mit der Weissagung, daß er Könige zeugen werde. Da der erste Teil der Prophezeihung sich an Macbeth bereits erfüllt hat, so glaubt er auch an die Erfüllung des zweiten. Aber nur über die Leiche des Königs Duncan führt der Weg zum Throne. Macbeth entsetzt sich anfänglich beim bloßen Gedanken an die Ermordung seines rechtmäßigen Königs. Doch drei Momente sind es, die den ehrgeizigen Mann aus seiner Unentschlossenheit herausreißen: Die Ankündigung des Königs, seinen ältesten Sohn zum Prinzen von Cumberland, d. h. zu seinem Thronerben erheben zu wollen, der Besuch Duncans in Macbeths Schloß Inverneß und die teuflische Beredsamkeit der Lady Macbeth, die eine zweite Elektra, ihrem Manne alle Bedenken auszureden versteht.

Die entsetzliche, unnatürliche Mordtat vollzieht sich in rauher stürmischer Nacht und ist durch die idyllische Schilderung der Lage des Schlosses und durch die komisch wirkende Pförtnerszene dramatisch wirksam eingerahmt.

Körperlich und seelisch gebrochen kehrt Macbeth von der Bluttat zurück. Trotz der Aufforderung seiner Gattin wagt er es nicht, das Antlitz der schlafenden Kämmerlinge mit Blut zu bestreichen, um sie dadurch als Mörder zu verdächtigen. Die entschlossene Lady muß das tun, während er klagt, daß die ganze Meeresflut seine Hände nicht rein waschen könne.

Macduff, ein schottischer Edelmann, will in aller Morgenfrühe seinem Könige die Aufwartung machen und findet ihn ermordet. Ob seiner lauten Klage über den ermordeten König erwacht das ganze Haus. Macbeth hat vollkommen die Herrschaft über sich gewonnen, er stimmt in die Rufe des Entsetzens der Übrigen ein und beschuldigt die Kämmerer der ruchlosen Tat. Die Lady fällt in Ohnmacht und wird hinweggetragen. Duncans Söhne, Malcolm und Donalbain, retten sich durch schnelle Flucht, ersterer nach England, letzterer nach Irland. Das lenkt den Verdacht des Mordes auf sie und beschleunigt die Erhebung Macbeths auf den Thron.

Macbeth hat sein Ziel erreicht. Aber, um sich seine Herrschaft dauernd zu sichern, muß er auch Banquo und sein Sohn Fleance aus dem Wege räumen. Denn Banquo hat die Verheißung erhalten, daß er Könige zeugen werde. Diese Mordtat vollzieht er nun nicht mehr mit Hilfe der Lady, sondern er dingt zwei Mörder dazu. Diese töten Banquo, der einer Einladung Macbeths zu einem Abendfestmahle gefolgt ist. Fleance entkommt. Letzterer Umstand ruft in Macbeth neue Besorgnis hervor. Als Banquos Geist beim Festmahle auf dem ihm angewiesenen Platze erscheint, verliert der König vor Entsetzen alle Fassung, so daß die Festgäste auf Wunsch der Lady den Saal verlassen. Macbeth fürchtet, der Mörder Banquos könnte entdeckt werden, auch Macduff, der vom Mahle weggeblieben, versetzt ihn in Unruhe. Die Bankettszene bildet den Höhenpunkt der Handlung. Von da an beginnt der Stern Macbeths zu erbleichen.

Macbeth begibt sich zu den Zauberschwestern, um neuen Aufschluß über sein Schicksal zu erhalten. Drei Offenbarungen werden ihm zuteil: Er solle sich vor Macduff hüten, er solle aller Menschen Macht spotten, denn kein Mann, von einem Weibe geboren, könne ihm schaden, er werde unbesiegbar bleiben, bis der Birnamwald zu seiner Burg Dunsinan emporsteige. Diese Weissagungen wiegen ihn in Sicherheit. Doch als auf seine Frage, ob je Banquos Stamm das Reich regieren werde, acht Könige und zum Schlusse Banquos Geist erscheint, verflucht er diese Stunde der Offenbarung. Seine Wut wird noch vermehrt durch die Nachricht, daß Macduff nach England entflohen sei. In seiner Rachsucht beschließt er, Macduffs Familie und Besitztum zu vernichten.

Lady Macbeth, von Gewissensqualen gefoltert, durchirrt als Nachtwandlerin die Räume des Schlosses von Dunsinan und bezichtigt in ihren Reden sich selbst des Mordes an Duncan, Banquo und Macduff.

Macduff hat den rechtmäßigen Thronerben Malcolm in England für die Sache Schottlands gewonnen und bei der Nachricht von dem entsetzlichen Schicksal seiner Familie dem Gegner Tod im offenen Kampfe geschworen.

Infolge seiner Grausamkeiten sind viele schottische Edelleute von Macbeth abgefallen, auch der Birnamwald rückt heran, indem Malcolm belaubte Äste von den Bäumen schlagen läßt, um durch dieselben die Zahl seiner Truppen zu verdecken. Doch weder das, noch die Meldung vom Selbstmord seiner Frau, noch die Kunde, daß Macduff vor der Zeit aus dem Mutterleib geschnitten sei, entmutigen ihn; trotzend dem Schicksal, fällt er im offenen Kampfe gegen Macduff. Schottland ist vom Tyrannen befreit, und Malcolm wird als König ausgerufen.

Dies Stück ist im höchsten Stile der Tragödie geschrieben, einfach und übersichtlich im Aufbau, gewaltig in der Handlung und in den Charakteren, edel, wuchtig und schwungvoll in der Sprache.

II. Charakteristik der Hauptpersonen. Neben dem einfachen und klaren Aufbau sind es vor allem die Charaktere, welche dies Drama auszeichnen, besonders die Charaktere der Hauptpersonen: des Macbeth und der Lady. Wenn je in einem Drama der Ausspruch Lessings Anwendung findet: „Die Charaktere sind Alles", so ist das in diesem Stücke der Fall. Wir müßten die ganze Tragödie bis ins kleinste Detail analysieren, um die feine Charakterentwicklung in allen ihren Stadien herauszustellen.

Für unseren Zweck genügt es, allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben. Die Charaktere Macbeths und der Lady entwickeln sich in entgegengesetzter Richtung. Macbeth erscheint anfangs zaghaft, wankelmütig und unentschlossen, die Lady wagemutig, willensstark und entschieden, sie wird zur Verführerin ihres Mannes. Nach vollbrachter Mordtat regt sich in Macbeth die Reue, quälen ihn Gewissensbisse, die Lady bewahrt nach wie vor der Tat ihre Fassung und sucht die Bilder, welche ihrem Manne seine lebhafte Phantasie vorgaukelt, zu zerstreuen. Beide stehen da mit blutigen Händen. Macbeth glaubt, daß alle Meeresfluten seine Hände nicht rein zu waschen imstande seien, die Lady meint: „Ein wenig Wasser spült uns ab die Tat, wie leicht dann ist sie."

Allein schon nach der Entdeckung des Mordes tritt in beiden Charakteren ein Umschlag ein. Wie die Lady gewahr wird, welches Entsetzen die unnatürliche Tat allenthalben hervorruft, fällt sie in Ohnmacht und muß weggetragen werden. Macbeth aber verhärtet sich. Die Ermordung Banquos führt er auf eigene Faust durch, „sein liebes Täubchen" darf nichts hievon wissen.

Mit feiner Psychologie läßt der Dichter noch einmal in der Bankettszene Macbeth erschaudern vor dem Geiste Banquos und die Lady ihre frühere Fassung wieder gewinnen, „denn es zeugt nicht gleich ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer".

Die Erscheinung von Banquos Geist ist die letzte Mahnung an Macbeth zur Umkehr, er folgt ihr nicht, sondern wendet sich den bösen Geistern zu. Er sucht die Hexen auf, die früher *ihn* aufsuchten. Diese wiegen ihn mit trügerischen Zaubersprüchen in falsche Sicherheit; und nun ist Macbeth ganz Teufel, ohne Gewissen, ohne Herz, ein Wüterich ohne alles Erbarmen, der

ſelbſt das wehrloſe Weib und unſchuldige Kind nicht verſchont. Die Lady dagegen erſcheint in der erſchütternden Nachtwandlerſzene phyſiſch und moraliſch gänzlich gebrochen, ſie durchlebt in ihrem Geiſte all die blutigen Szenen, an welchen ſie entweder direkt, oder indirekt ſchuld iſt. Sie reibt ihre blutdurchtränkten Hände, die alle Wohlgerüche Arabiens nicht wohlriechend machen können.

Mit dieſer Charakterzeichnung iſt der Dichter auch einem allgemeinen äſthetiſchen Geſetze gerecht geworden: Die Charaktere ſollen typiſch, ſollen allgemein ſein. Das Verführeriſche, das Dämoniſche des Weibes iſt kaum je ſo naturwahr gezeichnet worden. Das Weib ſieht bloß auf das Naheliegende, der Mann ſchaut weiter. Die Lady glaubt, daß mit der Ermordung Duncans der Königsthron geſichert ſei, Macbeth aber blickt weiter, und die Sicherung ſeines Thrones führt ihn von einer Bluttat zur andern. Die Frau, im erſten Anlauf ſtark, verliert bald ihre geiſtige Spannkraft, ſie endet mit Selbſtmord, der Mann aber, von Unglück und Mißerfolg nicht niedergebeugt, ſondern nur noch geſtählt, fällt im heldenmütigen Kampfe auf dem Felde der Ehre.

Troia = Mykenä = Kreta.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B.

3. Die mykeniſche Kultur.

Man kannte damals von Mykenä nichts als die mächtigen Ringmauern, das Burgtor mit dem Löwenrelief und das ſchon erwähnte Kuppelgrab, wie ſie noch mit ihren oberſten Teilen aus der Erde ragten. 1876 begannen die eigentlichen Ausgrabungen an drei Stellen zugleich: am Löwentor, am Kuppelgrab und an jener Stelle im Innern der Burgumfriedung, die Schliemann trotz des haushohen Schuttes, der darauf laſtete, mit intuitivem Blicke ſofort als den von Pauſanias erwähnten Gräberplatz der Atriden erkannt hatte. 1880 machte er auch Ausgrabungen in Orchomenos, 1884 legte er die obere Burg von Tiryns frei. Schliemanns Hauptbeſtreben bei dieſen Unternehmungen war zunächſt, eine Beſtätigung ſeiner in Troia gemachten „homeriſchen“ Entdeckungen zu erhalten. Die Reſultate brachten in dieſer Hinſicht ſcheinbar eine Enttäuſchung — Schliemanns Anſichten über Troia II als homeriſche Stadt wurden entkräftet —, aber ſie bilden ein wiſſenſchaftliches Ereignis allererſten Ranges, das ſelbſt die Erfolge am Skamander in Schatten ſtellt und eine Tragweite beſitzt, wie ſie ſich der glückliche Forſcher nie zu träumen gewagt. Man ſtand vor einer neuen Welt, vor einer Kultur, die, wenn auch aus der „troianiſchen“ herausgewachſen, nach allen Richtungen mächtig über ſie hinausging und durch Elemente bereichert war, deren Wurzeln weit abſeits in der ägyptiſchen und babyloniſchen Erde wucherten.

Hohe Königsburgen mit großen Paläſten und gewaltige unterirdiſche Kuppelgräber ſind ihre augenfälligſten Denkmäler: bezeichnend iſt dabei die kyklopiſche Bauweiſe, die an die Konſtruktion der alten prähiſtoriſchen Kultur

anknüpft, aber sich von ihr durch die ungeheure Größe der Werkstücke unterscheidet. Daneben aber läuft, wie es scheint, einer jüngern Periode angehörend, ein ebenso gewaltiger Polygonal- und Quaderbau mit eingelegten Holzbalken. Die Wölbung kennt man noch nicht, die Kuppeln der Gräber, die Spitzbogen in den Gallerien werden durch Überkragung gebildet. Für den Oberbau der Mauern und namentlich für die Innenbauten kommen auch hier neben dem Stein Luftziegel mit Holz zur Verwendung. Das schon in Troia II vorhandene Megaron mit dem großen runden Herd in der Mitte des Hauptsaales erscheint hier wieder, aber der Boden ist nicht mehr bloß festgetretener Lehm, sondern ein Steinplatten-, in Mykenä selbst ein Alabasterbeleg, andern Ortes fester Stuck. Als wichtigstes neues Element kommt aus Ägypten die nach unten verjüngte, zuweilen schon kanellierte Holzsäule hinzu; sie ruht auf steinernem Tellersockel und trägt ein wulstiges Kapitell, eine Vorstufe des späteren dorischen. Ihre Verwendung ist an zwei Stellen typisch: im Quadrat um den Herd geordnet tragen vier Säulen einen erhöhten Oberbau; zwei andere stützen die Decke der Vorhalle. So stehen wir hier schon vor dem homerischen Megaron und, nebenbei bemerkt, vor dem Prototyp des spätern Antentempels. Das Innere der Wohnräume bekundet eine außerordentliche Farbenfreudigkeit: In Tiryns zog sich an den Wänden ein Alabasterfries mit charakteristischem Ornamente hin; es besteht im Wesentlichen aus einem nach den Rändern zu fächerartig ausgestalteten Oval, das durch ein breites, rosettenbesetztes Band in zwei Teile geteilt wird. Ränder und Band sind aus blauem Glasfluß: der homerische θριγκὸς κυάνοιο; in Mykenä erscheint dasselbe Ornament als Relief auf friesartig verwendeten Porphyrblöcken. Der übrige Teil der stuckierten Wände war mit ornamentalen und figürlichen Darstellungen bemalt, in Tiryns sogar der Fußboden: Polypen und Delphine in quadratischen Feldern, in blauem Wasser schwimmend. Die Figurenmalerei, bald miniaturartig, bald lebensgroß, bekundet eine ausgesprochene Vorliebe für lebhafte Bewegungsmotive, die mit überraschender Beobachtungsschärfe aufgefaßt sind. Wie die Groß- und Kleinmalerei finden wir die große neben der kleinen Plastik vertreten, jene im Löwenrelief, diese in manchen hübschen Elfenbeinschnitzereien und besonders in zahlreichen, zum Teil außerordentlich feinen Werken der Steinschneidekunst. Auf voller Höhe steht die Metallplastik. Aus den fabelhaften Schätzen, die Schliemann den Schachtgräbern enthob, und die jetzt im Museum zu Athen Aufstellung gefunden haben, nenne ich nur die den verehrten Zuhörern aus Abbildungen wohl längst bekannten getriebenen Golddiademe, den „Becher Nestors“, ein silbernes goldeingelegtes Gefäß mit der Darstellung eines Kampfes vor den Mauern einer Stadt, den prächtigen silbernen Stierkopf mit goldenen Hörnern, die mit Silber und verschiedenfarbigem Golde eingelegten Dolchklingen, deren Jagdszenen (Löwenjagd, Überfall von Antilopen durch Löwen ꝛc.), ebensosehr durch ihre Naturtreue wie durch die glückliche Raumanpassung sich auszeichnen; die porträtähnlichen goldenen Totenmasken; eine Unzahl kleiner runder Goldbleche, in denen man jetzt sogar gemünztes

Geld vermutet (Baumgarten); endlich aus einer andern mykenischen Fundstätte, Vaphio bei Sparta, die beiden wundervollen goldgetriebenen Becher, von denen der eine eine Stierjagd, der andere die gezähmten Stiere auf der Weide und bei der Arbeit darstellt ꝛc. Wie sehr die Metallindustrie schon zum führenden Handwerk geworden, geht daraus hervor, daß auch die andern Künste, die Reliefskulptur und namentlich die Keramik sich vielfach ihre Formen aneignen. Die Erzeugnisse dieser letzten, ausschließlich auf der Töpferscheibe entstanden, sind zum großen Teil von wunderbarer Feinheit, dünn und klingend wie venezianisches Glas und vom schönsten Wohllaut in den Formen. Doch ist der Stil nicht einheitlich: einige Vasen zeigen Wellenlinien, Spiralen, Rosetten, Buckel, Blüten und Blätter in mattem Weiß und Rot auf glänzendem schwarzem Grund; große Kannen und dreihenkelige Amphoren sind mit teils symmetrisch angeordneten, aber noch schön bewegten, teils schon stark stilisierten Seetieren und -Pflanzen gemustert; besonders charakteristisch sind die zahlreichen sog. Bügelkannen; man würde sie richtiger Pseudoamphoren nennen: die beiden Henkel enden oben statt an der Schulter des Gefässes mitten darauf, so daß an Stelle des obern dadurch verdeckten Ausgusses ein seitlicher nötig wird. Auf diesen Kannen sind die Naturmotive schon ganz konventionell behandelt und kaum mehr zu erkennen.

Der Unterschied der „mykenischen“ Kultur von der „troianischen“ springt in die Augen. Vor allem fallen bei der ersten eine Reihe fremder Elemente auf. Der Gebrauch des Elfenbeins, die Bemalung und die Inkrustation der Wände mit Fayence, die Totenmasken, die Darstellungen auf den Dolchen: von Löwen verfolgte Antilopen, Panterkatzen, die im Lotosdickicht des Nils Wildenten jagen, — all das weist auf Ägypten, während die wunderlichen Mischgestalten, die Sphinxe und Greife ꝛc. nach Babylonien führen. Ähnlich ist es in der Architektur und Großplastik: der ägyptische Ursprung der Säule wurde schon hervorgehoben, die heraldischen Löwen tragen orientalischen Charakter, die riesigen Mauern von Tiryns wurden schon von den alten Griechen als ein Werk karischer Kyklopen bezeichnet. So tritt uns in der mykenischen Kultur eine fremde, von der altüberkommenen „troianischen“ wesentlich verschiedene Kunst entgegen. Trotzdem stellt sie in ihrer Gesamtheit eine ganz originelle Schöpfung dar, die fremden Elemente werden nicht sklavisch kopiert, sondern aus eigenen Mitteln umgebildet, so daß ein neuer Kunststil entsteht, der den ägyptischen und babylonischen Vorbildern gegenüber die volle Unabhängigkeit wahrt und sich durch seine künstlerische Individualität und den frischfröhlichen Naturalismus hoch darüber erhebt.

Die Verbreitung der „mykenischen“ Kultur war nicht weniger ausgedehnt als jene der „troianischen“, sie hat sie fast überall abgelöst. Außer in Tiryns und Orchomenos hinterließ sie ihre Spuren auf der Akropolis zu Athen, in dem nahe gelegenen Menidi, in der Stadt und dem Königspalast auf der Insel Gulas im Kopaissee, auf Melos, Rhodos und Zypern, und, im Westen Griechenlands, in der Elis, im „nestorischen“ Pylos, auf der Insel Leukas. Doch nimmt die Kraft der Ausstrahlungen ab, je weiter man

von der Argolis aus gegen Norden oder Westen fortrückt. Immerhin reichen ihre Einwirkungen, in den meisten Fällen wohl als bloßer Import, bis nach Sizilien, Sardinien, Unteritalien und Etrurien. Von der größten Bedeutung ist der Nachweis, daß die „mykenische" Kultur auch in Troia geherrscht hat. Wir verdanken diese Kenntnis den Nachgrabungen Dörpfelds, die die Schliemannschen ergänzten. Aus ihnen ergibt sich, daß auf die zweite Burgstadt in Troia drei dorfähnliche Ansiedlungen folgten, von denen die zwei ersten Troia II gegenüber einen Rückgang, nur die dritte einen teilweisen Fortschritt bedeutete. Dagegen wurde die sechste Schicht, die wieder mehr als 5 Meter über der vielbesprochenen zweiten liegt, als mykenisch nachgewiesen. Auch sie muß durch Feuer zugrunde gegangen sein. Ihr Umfang war bedeutend größer, und wenn auch die Anlage, eine senkrechte Mauer über steiler Böschnng, noch an die zweite Stadt erinnert, so muß sie dieser Lehmburg gegenüber entschieden als gewaltige, echt „mykenische" Steinburg bezeichnet werden. Das polygonale Gemäuer zeigt sorgfältige Fugung und nähert sich stark dem Quaderbau. Gefährdeten Stellen sind Türme vorgelagert, die Torwege bestens gedeckt und gepflastert. Im Innenbau kommt auch hier, wenigstens in einem Bau, die Säule vor. Das Wichtigste ist: die Keramik stellt neben entwickelter „troischer" Ware auch eingeführtes und nachgeahmtes mykenisches Geschirr dar. Dies beweist, daß Troia VI einen lebhaften Verkehr mit den Hauptsitzen der mykenischen Kultur unterhielt, und damit auch, daß die Zeit der mykenischen Kultur die Zeit dieser Stadt war Da nun der Zug eines mykenischen Königs gegen Troia den historischen Kern des homerischen Liedes bildet, so ist es die VI., nicht, wie Schliemann meinte, die II. Stadt Troias, deren Höhe und Untergang der Dichter besungen hat; nicht die „troianische", sondern die „mykenische" Kultur — und das ist es, was ihr in unsern Augen von Anfang an eine so außerordentliche Bedeutung gegeben — hat Homers Leier gestimmt.

4. Kreta.

Aber der „mykenischen" Kultur sollte es, kaum, daß sie die Welt von sich reden gemacht, nicht viel besser ergehen, als vor ihr der „troianischen", eine noch mächtigere entstieg dem Grabe und drängte sie in den Hintergrund. Denn kaum begannen sich in den wissenschaftlichen Kreisen die Wellen der ersten Aufregung über Schliemanns Entdeckungen auf dem argivischen Boden etwas zu glätten, als sie ein neuer Sturm wiederum aufpeitschte. Diesmal kam die Überraschung von K r e t a her.

Schon Schliemann und nach ihm so mancher Archäolog hatte längst seine Blicke voll Sehnsucht auf diese Insel gerichtet. Schien sie doch für die babylonischen und ägyptischen Einflüsse, die den Einschlag der mykenischen Kunst bilden, die natürliche Brücke zn sein. Allein erst seit Kreta im Jahre 1897 von der türkischen Oberherrschaft befreit wurde, wurde es den Forschern möglich, auch dort ungehindert den Spaten anzulegen.

1899 machten sich Engländer und Italiener im Wetteifer an die Arbeit.

Arthur Evans legte den Palast von Knossos frei, eine Ruine, die an Umfang alle prähistorischen Bauten auf griechischem Boden weit hinter sich läßt. Halbherr und Pernier gruben das nicht weniger wichtige Phästos aus, amerikanische Unternehmungen folgten, und seither förderte, wenigstens bis zum Ausbruche des Weltkrieges, eine unermüdliche Tätigkeit an zahllosen Punkten der östlichen Hälfte der Insel fast jeden Tag neue Ergebnisse. Gestatten Sie mir, sie in den Hauptpunkten zusammenzufassen: ich beschränke mich dabei im allgemeinen auf Knossos, weil hier die Schichten am deutlichsten geschieden sind.

Knossos, etwa eine Stunde Weges von der Nordküste Kretas landeinwärts gelegen, zeigt — ganz das gleiche gilt von Phästos und den andern kretischen Städten — eine von den früher erwähnten mykenischen völlig verschiedene Anlage. Die Stadt krönt nicht, wie etwa Mykenä, Troia, die athenische Akropolis, Philakopi auf der Insel Melos usw., eine weithin sichtbare Höhe, sondern lag in hügeligem Lande versteckt und ohne Ausblick auf das nahe Meer. Von einer Ringmauer mit befestigten Torwegen und Türmen hat sich in keiner Bauschicht von Knossos eine Spur gefunden, ihre Bewohner vertrauten offenbar, wie bis vor kurzem noch die Engländer, auf ihre splendid isolation, die aber von spätern Jahrhunderten nicht in allweg respektiert wurde. Mit dem Wegfall der Ringmauer und der Anlage auf nahezu ebenem Gelände war von vorneherein eine viel größere Ausdehnung der Bauplätze gegeben, als in den beengten Burgbauten des Festlandes.

Anhand der Funde können wir die Entwicklung der Kultur auf Kreta durch Jahrtausende zurück verfolgen. Zu unterst liegen Überreste aus der ältesten Steinzeit, sie reichen noch über Troia I zurück. Der Steinbau fehlt in den ältesten Schichten, dann kommt, wenn auch nicht in Knossos, so doch in andern Fundstätten das ovale und runde Wohngelaß auf, wie es sich auch in Orchomenos gefunden, daneben freilich auch gleich rechteckige Bauten, die Mauern aus unbehauenen Steinbrocken ohne Mörtel aufgeschichtet. Das Töpfergeschirr ist roh, aus freier Hand geformt und nicht in regelrechtem Ofen gebrannt, mit geriefelten und geritzten Verzierungen oder punktierten Füllmustern, die zum Teil mit weißer Masse ausgefüllt wurden.

Diese primitive Kultur geht ohne Bruch in die Bronzezeit über. A. Evans teilt die letztere in drei Hauptperioden, die früh-, mittel- und spätminoische, die er mit einiger Zahlenspielerei wieder in je drei Abschnitte zerlegt. So ergeben sich neun Schichten, entsprechend den neun Jahren des homerischen Minos, des sagenhaften Begründers kretischer Größe.

Die erste frühminoische Periode enthält die ersten Kupfergegenstände und die ersten bemalten, aber noch handgedrehten Vasen mit breiten mattweißen Streifen auf schwarzem Glanzüberzug, einer spezifisch kretischen Erfindung, oder mit schwarzen glänzenden Bändern auf braunem Tongrund. Nebenher geht aber noch die alte Keramik und beide dauern auch in der zweiten und dritten frühminoischen Periode fort. An ihrem Ende erscheint das geometrische Ornament in voller Entwicklung, dazu gesellen sich Kurven

und Spiralmotive. Die Töpferscheibe ist erfunden, Steinsiegel, steinerne Büchsen, Marmoridole ꝛc. treten auf und eine Art Hieroglyphenschrift.

In der mittelminoischen Periode kommt in der Keramik, ohne daß die bisherigen Vasen eingehen, eine matte Buntdekoration auf dem schwarzen Glanzgrunde auf, die Kurven und Spiralen werden leichter und freier, die Riefelung der neolithischen Zeit entwickelt sich zur Reliefstechnik, und schon kündigt sich leise der spätere Naturalismus an. Allmählich tritt aber (zweite mittelminoische Zeit) die geometrische Ornamentik gegen die Kurven- und Pflanzenmotive fast ganz zurück, die selber wieder — und damit bricht sich ein durchaus neues Stilprinzip Bahn — einer glänzenden und prächtigen Farbenwirkung untergeordnet werden. Neben dem tiefen Schwarz oder Dunkelbraun und dem hellen Gelb, die bei den alten Gefäßen den Grundton angaben, verwendet man Weiß und die ganze Farbenskala von Gold, Orange bis zum Hochrot; während man früher die Ornamentik auf die Schulter des Gefässes beschränkte, wird dieses jetzt von der buntgemusterten Zeichnung gänzlich umschlossen und belebt. Lineares Ornament, Kreise, Rosetten, Spiralen wechseln mit stilisierten Wasserpflanzen, Blättern und Blüten. Auf eine realistische Nachbildung der Natur geht man nicht aus, man will nichts als eine buntbelebte Einheit, eine harmonische Farbenwirkung. Diese wird in der Tat oft erzielt, manchmal freilich muten uns diese Vasen auch wie gar zu buntscheckiges Hinterwäldlergeschirr an. Vielfach erkennt man in den Mustern die Nachbildung der Metalltechnik. Sie machte sich besonders geltend bei den Versuchen, den Farbeneffekt durch plastische Ornamente zu erhöhen. Die außerordentlich gefälligen Formen, die feinen Wände, die in den zierlichsten Wellenlinien ausgezackten Ränder, die prächtig gerundeten Henkel der Tassen und Schalen, der Becher und Kannen, die oft einen ganz modernen Eindruck machen, alles läßt ahnen, daß wir es hier mit dem Höhepunkt kretischer Gefäßfabrikation zu tun haben. Es ist die sog. Kamaresware, benannt nach ihrem ersten Fundorte, der idäischen Zeusgrotte beim Dorfe Kamares.

Zur gleichen Zeit steht die kretische Bronzetechnik auf der Höhe, und in Knossos erhebt sich der erste große Palast. Er hatte verhältnismäßig kurzen Bestand, und da er gegenüber den mykenischen Burgen schon das Charakteristische des Baues an sich trug, der zu Anfang der dritten mittelminoischen Epoche auf seiner Grundlage aufgeführt wurde, so wende ich mich gleich diesem jüngern Palaste zu. Seine Anlage gruppiert sich als ein offener Prunkbau um einen Zentralhof von nicht weniger als 52×25 Meter. Die verwirrende Menge von Wohnräumen, Gängen, Treppenhäusern, Lichthöfen, Magazinen, Werkstätten usw., die sich um diesen Mittelpunkt legten, erinnern uns an die Sage vom Labyrinth des Minotauros. Die Lage des Palastes auf einem gegen Osten sich senkenden Abhang führte von selbst dazu, mehrere Stockwerke übereinander zu bauen, die durch bequeme Stiegen von verschiedener Konstruktion verbunden waren. Bei der großen Ausdehnung des Baues überrascht der Mangel an eigentlichen Sälen, offenbar spielte sich das Leben nach orientalischem Brauch hauptsächlich in den großen Höfen ab.

Übrigens bestehen in den größern Gemächern gewöhnlich zwei von den vier Wänden lediglich aus Doppeltüren mit schmalen Zwischenpfeilern; vor diesen Türwänden stehen regelmäßig Säulenhallen (die Säulen von Holz und nach unten verjüngt). Im Sommer bildete ein solcher Saal bei geöffneten Türen und mit der Portikus davor einen einzigen licht- und luftdurchströmten Raum. In der kalten Jahreszeit erhielt der geschlossene Innenraum immer noch Helligkeit genug durch einen Lichthof, gegen den er sich gewöhnlich in einer Säulenstellung öffnet. Diese Pfeilersäle und und Lichthöfe bilden Hauptmerkmale des kretischen Palastbaues. Die Höfe waren mit Steinplatten gepflastert und mit rotem Stuck überzogen, der ganze Gebäudekomplex sehr gut kanalisiert, eine Leitung von Tonröhren führte reichliches Quellwasser zu. Selbst ein primitives Theater für etwa 500 Zuschauer fehlte nicht. „Unter den Baumaterialien spielte neben dem goldbraunen Kalkstein der Gegend der Alabaster eine Hauptrolle: man stellte daraus merkwürdig dünne und dabei ein bis zwei Meter im Geviert messende Platten her und kleidete damit die Sockel der Wände: als sie neu waren und durch die glatte Politur die Gipskristalle in flimmerndem Glanze zur Geltung kamen, müssen diese Lambris einen auserlesen prächtigen Anblick geboten haben." (Baumgarten.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung der Antike für den staatsbürgerlichen Unterricht und die internationalen Beziehungen der Schweiz.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni O. S. B.

(Schluß.)

So sind wir denn rasch hindurchgeschritten durch das Gebiet antiker Philosophie, Dichtung, Geschichte und Beredsamkeit und haben überall reichen Stoff für staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung gefunden. Was aber diesem Stoffe noch einen besondern Wert verleiht, ist der Umstand, daß aus ihm ein relativ gesunder, von ethisch-religiösen Prinzipien getragener Geist zu uns spricht. Wir sagen ein relativ gesunder, denn in den Werken der großen griechischen Denker und auch der römischen Autoren befremdet vor allem die Überspannung des Staatsgedankens. Platon z. B. hat sich in seinem hochfliegenden Idealismus kopfüber dem Staatssozialismus in die Arme geworfen und von Gesellschaft, Familie, Menschenrecht, Moral, Begriffe aufgestellt, die sogar einem Nietzsche für die Grundzüge seiner Herrenmoral verwendbar schienen. Im bürgerlichen Gemeinwesen sahen die Alten irrtümlicherweise die höchste Vollendung des Einzeldaseins, der Begriff des guten Bürgers fiel zusammen mit dem des guten Menschen. Daß jeder Einzelne eine höhere Bestimmung, einen selbständigen Wert neben dem Staate hat, daß über diesem die Kirche steht, deren Aufgabe es ist, die Menschen dieser höhern Bestimmung entgegenzuführen, das sind Ideen, mit denen erst der mittelalterliche, christliche Staat den Bürger ver-

traut gemacht hat. Auch die Begriffe der Persönlichkeit, der politischen Freiheit, des Rechtes, der Moral usw. weisen bei den Alten eine gewisse Engherzigkeit auf. Doch, abgesehen von diesen und ähnlichen Irrtümern, die sich vielfach aus dem Geiste der Zeit und aus der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft ohne Erleuchtung durch die Offenbarung erklären, durchzieht die Antike ein wohltuender Hauch sittlichen und religiösen Denkens und Empfindens.

Die Weltanschauung der Griechen und Römer ruht auf der Überzengung, daß es „ideale Güter und sittliche Organismen" gibt, die jeder menschlichen Beeinflussung entrückt, höhern Ursprungs sind und darum das Recht haben, den Einzelnen in ihren Dienst zu fordern. Diese Idee durchdrang das ganze öffentliche Leben von Hellas und Rom und beeinflußte ihre gesamte Staatseinrichtung und Gesetzgebung. „Alle andern Staaten des Altertums," sagt Zielinski, [1]) „sind entweder auf einer militärischen oder auf einer finanziellen Idee begründet; nur in Griechenland tauchte der Gedanke auf, daß der Staat ein Mittel ist zur sittlichen Erziehung und Vervollkommnung des Menschen, daß die Politik die Vollendung der Ethik darstellt." Bei allen Irrtümern, die Platon unterlaufen, muß man es doch als Ausdruck eines tief religiösen Geistes ansehen, wenn er in seinem „Staate" sich bemüht, die Frage zu lösen: Wie kann man einen Staat einrichten, um der Persönlichkeit die Möglichkeit der höchsten sittlichen Vervollkommnung zu sichern? Er hat, wie Baumgartner [2]) bemerkt, „an etwas gedacht, was keinem Staatsmann der Hellenen in den Sinn gekommen, an eine Institution, welche neben dem Staate das religiös-sittliche Leben speziell zum gesellschaftlichen Ausdruck bringen kann. Ahnend und tastend ist er gewissermaßen zum Vorläufer des Christentums geworden und hat dunkel die Bedürfnisse ausgedrückt, denen dasselbe in seiner sozialen Gestaltung entgegenkommen sollte, freilich in ganz anderer Weise als er es sich träumte." Wohl selten hat die Idee der Gerechtigkeit als Grundlage des Staates eine großzügigere Behandlung erfahren, als in Platons *πολιτεία*; sie bildet den Grundgedanken, das Leitmotiv des ganzen Dialogs, wie dies besonders schön Prof. J. Wasmer (Luzern) in seiner Abhandlung: „Einheit, Gliederung und Zweck des platonischen Staates" dargelegt hat.

Auf Platons Ideen über Erziehung des zukünftigen Staatsbürgers können wir nicht näher eingehen, es genüge die Stelle anzuführen, in der er seinen Mitbürgern einschärft: „Wir sollen Kinder erzeugen und erziehen, indem wir die Fackel des Lebens weitergeben, auf daß ein Geschlecht nach dem andern erwachse, den Göttern zu dienen nach Gesetz und Brauch." [3]) Die Jugendbildung nennt er das Ziehen und Anleiten zu der Gesinnung, welche durch das Gesetz als die rechte erklärt worden, und deren Richtigkeit die Angesehendsten und Ehrwürdigsten auf Grund ihrer Erfahrung bestätigen.

[1]) **Die Antike und wir.** S. 90.
[2]) **A. a. O.** S. 277.
[3]) **Legg.** IV p. 776.

Von hohen ethischen Ideen ist auch Aristoteles' „Politik" durchzogen, er wird dem Leben und der Wirklichkeit gerechter als Plato. Ein ethisch-politisches Leben entspricht nach ihm der Doppelnatur des Menschen. „Zweck des Staates," sagt er, „ist Setzung von guten und schönen Handlungen, nicht das bloße Zusammenleben." [1]) Zu den notwendigen und wesentlichen Erfordernissen des bürgerlichen Lebens zählt er die Besorgung des Gottesdienstes, des Kultus. Über die Gerechtigkeit, die im Staate zu handhaben ist, finden wir bei ihm eine Menge herrlicher Stellen, so daß wir sagen können, er habe im Verein mit Platon dem christlich germanischen Geiste die Wege geebnet. Nach Aristoteles gibt es keine wichtigere soziale Aufgabe als die Erziehung. Die besten Gesetze nützen nichts, wenn die Jugend nicht im Sinne und Geiste der Gesetze aufgezogen ist.

Ein Niederschlag der hohen Ideen der genannten griechischen Denker findet sich auch in Ciceros Schriften, ja die ethischen Motive treten hier noch bestimmter in den Vordergrund. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch alle seine Werke. Wie geordnet er sich den ganzen Komplex der Pflichten denkt, zeigt de off. I 45, wo wir lesen: „Die ersten Pflichten gelten den unsterblichen Göttern, die zweite dem Vaterlande, die dritte den Eltern, dann der Reihe nach stufenweise den übrigen." Bis zu welcher Höhe sittlicher Anschauung er sich in der Auffassung der Gesetze erschwingt, besagt die klassische Stelle de re publica III 22, wo er ahnend der großartigen Weltaufgabe, deren Lösung später das Christentum übernahm, vorauseilt: „Und nicht wird mehr ein anderes Gesetz in Rom herrschen, ein anderes in Athen, ein anderes für die Gegenwart, ein anderes für die Zukunft, sondern alle Völker aller Zeiten wird ein Gesetz, ewig, unwandelbar umfangen, und es wird über alle gleichsam nur ein Lehrer und Herrscher walten — Gott."

Doch genug der Belege. Wir könnten sie beliebig vermehren. Nur vorübergehend sei daran erinnert, wie Sokrates mit den Gesetzen Zwiesprache hält, wie die griechischen Tragiker, besonders Sophokles, die sittliche Tüchtigkeit der Bürger als Grundlage staatlichen Glückes und Gedeihens preisen, wie Politik und Moral in der gesamten römischen Geschichte sich aufs innigste durchdringen, wie Tacitus der Gedanke einer göttlichen Vergeltung bei Erklärung der über den Staat hereinbrechenden Katastrophen vorschwebt, wie das römische Nationalepos, die Aeneide, im Grunde genommen ein religiöses, ja ein liturgisches Epos ist, das sich nach Pichon [1]) mehr aus einer Wallfahrt und einem Kreuzzug denn aus einer Irrfahrt und einem Kriege zusammensetzt, wie der Geist eines Regulus, nach den Schilderungen des Moralisten Horaz, die eherne Wucht und Geschlossenheit der römischen Staatsgewalt begreiflich macht usw.

Dieser höhere, sittlich religiöse Geist, der aus den literarischen Denkmälern der Alten uns entgegenweht, ist nun aber nichts anderes als der natürliche Ausdruck der religiösen Empfindung und Betätigung, wie sie sich bei

[1]) III. Buch C. 5.

[1]) Vgl. Histoire de la littérature latine. S. 345.

allen ihren öffentlichen Unternehmungen äußerte. Volks- und Gerichtsversammlungen, Komitien, Senatsitzungen, Kriegsunternehmungen, Spiele, Theatervorstellungen wurden in Griechenland und in Rom mit Gebet eingeleitet. Der römische Konsul berichtete in der ersten Senatsitzung nach seinem Amtsantritte zunächst de rebus divinis, dann erst de re publica. Die Religion ist in Griechenland wie in Rom Staatseinrichtung. Nach griechischer und besonders römischer Anschauung bestand zwischen dem Einzelnen sowie der Gemeinde einer- und der Gottheit anderseits ein feststehender Rechtsverkehr, der sich nach den Sätzen des ius divinum oder sacrum vollzog, das wiederum einen Teil des ius publicum bildete. Das Orakel des Apollo zu Delphie war die größte geistige und sittliche Macht Griechenlands bis zum 5. Jahrhundert und hatte geradezu die Aufgabe, das griechische Volk im Geiste der Religion und Sittlichkeit politisch zu erziehen. In Rom bestand die magistrale Auspikation, eine religiöse Einrichtung, wodurch für alle wichtigen Staatshandlungen durch die ausführenden Magistrate die Zeichen göttlicher Zustimmung eingeholt wurden, wodurch der Verlauf des ganzen öffentlichen Lebens in jedem Augenblicke an die Gottheit gebunden wurde. Die Fetialen waren als priesterliche Vertreter der Wissenschaft vom internationalen Recht für die religiöse Sicherheit der völkerrechtlichen Beziehungen des römischen Staates tätig; kurz und gut, Behörden nnd Volk fühlten sich in Verbindung mit höhern Mächten und handelten darnach, und aus dem großen Kollektivwesen, das sich Staat und Gesellschaft nennt, spricht die anima naturaliter christiana auch heute noch deutlich und vernehmbar zu uns herüber. Dieses Moment glauben wir bei der Einschätzung der Brauchbarkeit staatsbürgerlicher Stoffe für den Unterricht nicht außer acht lassen zu dürfen. Das gilt um so mehr, als man heute bei Bestimmung der Grundbegriffe von Staat, Gesellschaft, Recht usw. allem Transzendentalen sorgsam aus dem Wege geht, um sich nur an die irdische Seite zu halten, um an Stelle der objektiven Bedingungen der Sittlichkeit das Subjekt, das Individuum treten zu lassen, und damit den eigentlichen Stützpunkt der Autorität vernachlässigt und die wichtigsten Kräfte preisgibt, welche der Gesellschaft Halt und Bestand geben. Daß eine solche, auf der Selbstherrlichkeit des Menschen aufgebaute Staats- und Gesellschaftslehre sich für den staatsbürgerlichen Unterricht der Jugend weniger eignet als die der Antike, liegt auf der Hand; drum wollen wir den erzieherischen Wert der letzteren auch in diesem Punkte dankbar anerkennen.

Auf einen wichtigen Faktor, ohne den der Fortbestand und die gedeihliche Entwicklung eines Volkes unmöglich ist, möchten wir noch hinweisen, auf die Bedeutung der Tradition. Den Respekt und die Liebe zur Tradition dem jungen Geiste einzupflanzen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der staatsbürgerlichen Erziehung, sie ist um so wichtiger, je mehr der Geist der Emanzipation von allem Ehrwürdigen und Althergebrachten auch im jungen Volke sich breit zu machen beginnt. An Hand der leicht übersehbaren und

abgeschlossenen Geschichte der Griechen und Römer kann der Schüler ohne zu große Schwierigkeit sehen, wie die Menschen der Antike um einen großen traditionellen Gedanken — Kunst, Freiheit, Vaterland, Staat, Moral, Religion — zu nationalen Gruppen sich vereinigten, wie sie, so lange sie der Tradition ihrer Vorfahren treu blieben, in aufsteigender Linie sich bewegten, gleich aber auf schiefe Bahnen gerieten, wenn sie von derselben abwichen, und wie sie besonders bei Preisgabe des moralischen Erbes ihrer Väter mit Riesenschritten der Auflösung und dem Verfalle entgegengingen.

Überhaupt liegt schon in der heute meist üblichen Art der Behandlung der Antike ein Moment, das den Traditionsgedanken in den Vordergrund rückt. Oder muß nicht durch eine **genetische** Betrachtungsweise der Tatsachen, durch das Zurückgehen bis zu den Wurzeln unserer Bildung, durch Betonung des Einflusses der Antike auf unser Geistesleben, durch Verfolgung der einen oder andern Kulturwelle bis zur Gegenwart der Geist notwendig auf die Relativität aller menschlichen Bestrebungen und auf die Bedeutung des bewährten Alten hingelenkt werden? Wenn wir dem Schüler zeigen, wie die Goldadern, welche die Antike durchzogen, mit den Elementen der obern Schichten die mannigfaltigsten Verbindungen eingegangen, wie die spätern Geschlechter diese Schätze in gangbare Münze umgewandelt, und wie selbst die modernste Währung die antike Prägung nicht zu leugnen vermag, so wird er den Respekt vor dem Ererbten bewahren, einem gesunden Konservativismus huldigen und in der Erstarkung der Gegenwart durch die Vergangenheit die sicherste Bürgschaft für die Zukunft suchen.

Mit der Betonung des Traditionsgedankens, der Berücksichtigung des alten überkommenen Erbes, kommen wir noch zu einem letzten Punkte, der besonders für die Stärkung und Kräftigung des schweizerischen Nationalempfindens von Wichtigkeit ist. Wir Schweizer haben in der Tat einen ganz besondern Grund die humanistischen Studien zu pflegen und sie zur Grundlage der Bildung eines großen Teils unserer studierenden Jugend zu machen. Die Festigung des schweizerischen Nationalgefühls wird bekanntlich durch den Umstand besonders erschwert, daß drei in Sprache, Literatur und Kultur verschiedene Volksgruppen sich zu einer schweizerischen Nation zu verbinden haben. Nach K. Falke soll nun gerade die Beschäftigung mit der Antike ein Haupthindernis für das Zustandekommen dieser nationalen Einheit sein. Unsere bisherigen Ausführungen haben, wie wir glauben dürfen, nicht nur diesen Vorwurf als belanglos hingestellt, sondern auch die Verwendbarkeit der Antike für die Bildung unserer Jugend in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger gezeigt. Doch wir gehen noch weiter und sagen, daß gerade die richtige Pflege der Antike ein nicht zu verkennendes Mittel zur Stärkung unseres Nationalgefühls und zur Erleichterung der internationalen Beziehungen der Schweiz bildet.

Wie wir alle wissen, umschlingt Deutsche, Franzosen, Italiener und überhaupt die Kulturnationen in Europa ein gewisses, einheitliches Band; sie haben, bei aller Verschiedenheit der Denkweise, doch ein gewisses gegen-

seitiges Verständnis, das nicht europäischen Völkern abgeht. Diese Einheitlichkeit im Denken und Wollen, wenigstens in den Hauptlinien, erklärt sich zu einem guten Teil aus ihrer Abstammung oder wenigstens aus ihrer Beeinflussung durch die Antike. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Kulturgeschichte der Deutschen, Franzosen und Italiener gleichsam nur ein kleines Bächlein bildete, bis aus dem halbzerfallenen Kanal antiken Geisteslebens ein breiter Strom in dasselbe flutete. Die einheimischen Natur- und Kulturkeime aller drei Nationen wurden durch die schwellenden Pfropfreiser der Antike veredelt und entwickelten sich rasch zum kräftigen Stamme. Mit Recht sagt daher Brunetière: es ergebe sich bei der historischen Betrachtung, daß die Literaturen der europäischen Völker ein doppeltes Vaterland besitzen, ein nationales, nach dem sie sich Franzosen, Deutsche, Italiener nennen und ein allgemeines internationales, die Antike. Das Andenken an dieses internationale Vaterland zu erhalten, das Bewußtsein an diese gemeinsame Grundlage durch das Studium der Antike bei den drei Nationen zu pflegen und möglichst zu vertiefen und dadurch in ihnen das Gefühl für Kultureinheit und Kulturzusammengehörigkeit zu wecken und zu beleben, das ist unseres Erachtens eine nicht zu verkennende, wichtige nationale Aufgabe der Schweizergymnasien. Gerade unserer deutschsprechenden Jugend muß es besonders zum Bewußtsein gebracht werden, wie die Antike nicht bloß ihren zwei romanischen Töchtern, sondern auch ihrer germanischen Adoptivtochter eine reiche Mitgift auf ihren Gang durch die Jahrhunderte mitgegeben. Der Gedanke, daß alle drei Schwestern vielfach von dem gleichen Erbe zehren, wird ein friedsames, geschwisterliches Zusammenleben, ein einheitliches vaterländisches Fühlen erleichtern und für die weitere Ausbildung und Ausgestaltung des nationalen Gedankens eine willkommene Grundlage, ein natürliches Fundament bilden. Man zerstöre doch nicht wie Falke den gemeinsamen Unterbau, man zerwühle nicht den allen drei Sprachen gemeinsamen befruchtenden Wurzelgrund, um nur die Äste und Zweige gewaltsam mit einander zu verflechten. Im Samen, in der Wurzel liegt die ursprüngliche Einheit, nicht in der Krone. Pflegen wir die Antike in dem genannten Sinne, dann werden die Gymnasien nach einem Ausdrucke Willmanns wirklich „Stätten sein, von denen nicht augenfällige, aber starke Fäden auslaufen, welche Nationen verknüpfen."

Wir stehen am Schlusse unserer Ausführungen. Sie haben gezeigt, wie der Lehrstoff am humanistischen Gymnasium geeignet ist, für die großen Fragen des Staates und der Gesellschaft Interesse zu wecken. Von einer eigentlichen normativen Kraft der alten Staatseinrichtungen für die unsrigen kann selbstverständlich keine Rede sein. Wir verkennen nicht den Unterschied zwischen den politischen und sozialen Verhältnissen des Altertums und der Gegenwart, z. B. die vielfach engherzige alte Auffassung der sozialen Verbände als rein politische, die Ungleichheit der gesellschaftlichen Kämpfe der Griechen und Römer, die sich nicht wie heute auf ganze Nationen er-

ſtrecken, ſondern meiſt auf den engen Raum einer Stadtgemeinde beſchränkt waren, die Verſchiedenheit der Mittel zur Löſung der ſozialen Frage, die heute beſonders durch die Maſchine eine brennende geworden iſt, während man im Altertum an deren Stelle mit der Sklavenarbeit rechnete, und tauſend andere Differenzen. Doch darauf kommt es ſchließlich auch gar nicht an. Es handelt ſich bei der Bildung und Erziehung des jungen Staatsbürgers weniger darum, ihm überall fertige, unmittelbar für die Gegenwart verwendbare Formen an die Hand zu geben, als vielmehr ſeinen Sinn für politiſche und ſoziale Fragen zu intereſſieren, ſeinen Geiſt für eine richtige Auffaſſung derſelben zu ſchärfen, ihm gewiſſe allgemeine Ideen und Geſichtspunkte zu vermitteln, die ihn befähigen, den jeweiligen Kern der Staats- und Geſellſchaftsfragen aus ihrer nach Ort und Zeit verſchiedenen Einbettung herauszuſchälen. „Den Menſchen für ſeinen Beruf bilden", ſagt Scheibert,[1]) „heißt nicht, ihn für eine Beſchäftigungsart abrichten, ſondern ihn befähigen, Lebensbeziehungen aus ſeinem Geſichtskreiſe her aufzuſuchen, die dargebotenen zu ergreifen, die aufgedrungenen richtig zu erfaſſen und die angeknüpften zu befeſtigen, ſich neue zu ſchaffen und allen ſich hinzugeben." Zu einer ſolchen Bildung und Erziehung des jungen Menſchen nun in Rückſicht auf ſeinen Beruf als Staatsbürger leiſtet die genaue Durchnahme der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Formen des Altertums in der Schule einen wertvollen Beitrag. Die Ähnlichkeit und Gleichartigkeit zahlreicher Erſcheinungen im Leben der alten und modernen Völker läßt ſich nicht verkennen und Lorenz von Steins Wort bleibt heute noch in Kraft: „Indem wir durchforſchen, was die Alten geweſen und getan, erleben wir uns gleichſam ſelbſt zum zweiten Male." [2])

Bücherecke.

Johannes Peregrinus, „Einerlei Rede". Erwägungen über die interkonfeſſionellen Strömungen der Gegenwart. Einſiedeln, Benziger u. Co. 1916. 69 S. Preis: Broſch. und beſchnitten Fr. —.40.

Nächſte Veranlaſſung zu dieſer durchaus zeitgemäßen Schrift gab eine Anzahl von Broſchüren und Aufſätzen, in denen — zumeiſt für Deutſchland (im engern und weitern Sinne) — eine „Verſtändigung", wenn nicht gar eine Art von „Verſchmelzung" der chriſtlichen „Konfeſſionen" empfohlen wird. Sie iſt in völlig ruhigem, rein ſachlichem, aber die Sache ernſt, klar und bei aller Kürze ziemlich allſeitig faſſendem Geiſte niedergeſchrieben — im Anſchluß an die Broſchüre: „Ein Herr und Ein Glaube" von Dr. Otto Frhr. v. Aufſeß in München. Obwohl in der Schweiz die Konfeſſionsloſigkeit das erſehnte Ziel vieler und die ſchwere Gefahr noch mehrer iſt und ſein wird, ſo bleibt doch die vielgeſtaltige und vielfarbige Strömung des Interkonfeſſionalismus auch bei uns gerade in ruhigern, wohlmeinenderen, weniger tief blickenden Kreiſen das mehr zu fürchtende Übel — mächtig angetrieben durch den Sturm des Weltkrieges. „Einerlei Rede" iſt allen, auch nicht akademiſch gebildeten Kreiſen, Männern des öffentlichen Lebens, zumal Lehrern, aber auch Frauen und Lehrerinnen geradezu dringend zu empfehlen. —o—

[1]) Das Weſen und die Stellung der höhern Bürgerſchule, S. 7, zitiert bei Willmann: Didaktik als Bildungslehre, S. 311.

[2]) Vgl. Pöhlmann, a. a. O., S. 3.

2. Jahrgang. Nr. 7 2. Nov. 1916.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Die Gebärden beim Vortrag. — Troia-Mykenä-Kreta. — Bücherecke.

Die Gebärden beim Vortrag.

Von Dr. Jos. Scheuber.

Die folgende Studie wurde zum Teil veranlaßt durch das praktische Bedürfnis, den Schülern bei Vortragsübungen behilflich sein zu können, dann aber auch durch die ästhetische Betrachtung und Würdigung plastischer Kunstwerke, deren Wirkung zum größten Teil auf Miene und Gebärdenspiel beruht. Ich hege die vielleicht unbescheidene Hoffnung, eine offene Aussprache über diesen zur Zeit wenig erörterten, aber keineswegs belanglosen Gegenstand werde die Aufmerksamkeit meiner Herren Kollegen darauf hinlenken und vielleicht zu einem friedlichen Meinungsaustausch und einer weitern Klärung der hier angeregten Fragen führen. — Zum voraus möchte ich dem Mißverständnis begegnen, als ob ich der Gebärde die erste Stelle unter den Ausdrucksmitteln beim Vortrag anweisen wollte. Stimme, Aussprache und Betonung gehen sicher voran. Dem Ohre sei das erste Recht zugestanden, dem Auge erst das zweite. Aber auch dieses zweite Anrecht ist näherer Betrachtung wert. [1])

I. Begriff und Bedeutung der Gebärde.

Unter Geste oder Gebärde im weitern Sinne wird die Haltung und Bewegung des ganzen Körpers, namentlich der Gesichtsausdruck und das Spiel der Hände verstanden. Im engern Sinne bezeichnet Geste ausschließlich die Bewegungen der Arme und Hände und die damit verbundene Haltung des Körpers. Hauptsächlich von der Gebärde im engern Sinn soll im Folgenden die Rede sein.

Das Gebärdenspiel ist in neuerer Zeit von manchen Meistern und Lehrern der Vortragskunst als entbehrlich, ja selbst als hemmend und störend bezeichnet worden. — Mit Unrecht. Denn sie gehören naturgemäß zu

[1]) Literatur: Engel, Ideen zur Mimik 1804. Falkmann, Deklamatorik oder Lehrbuch der deutschen Vortragskunst 1839, 2. Bd. Michel, Gebärdensprache 1886. Piderit, Mimik und Physiognomik 1886. Harmant-Damien, Du geste artistique, Abbeville 1897. Sitt, Die Gebärden der Griechen und Römer 1890. Gietmann S. J., Poetik und Mimik 1900, S. 458 ff.

einem guten Vortrag und sind ein wertvolles Ausdrucksmittel für den Vortragenden.

„Eine gewisse körperliche Bewegung finden wir bei jedem, der einen Vortrag hält, seine Natur zwingt ihn dazu. Ohne Schule und Übung ist diese in den meisten Fällen allerdings unschön, abstoßend, lächerlich. Da wiegt der eine immer sich hin und her, der andere faltet und knittert an einem Papier, der dritte fuchtelt mit seinem Spazierstock in der Luft herum, ein anderer hebt und senkt den Arm wie taktmäßig, wieder einer zupft sich fortwährend am Bart ꝛc. Aber eben weil wir auch körperlich uns bewegen müssen, wenn der Geist in Bewegung ist, soll die Schule diese Bewegungen nicht dem Zufall, nicht der üblen Angewöhnung überlassen, sondern sie leiten, regeln, veredeln." (Hettinger.)

„Die Geste ist die notwendige Begleiterin der Stimme. Wir führen sie unwillkürlich aus, ohne darauf bedacht zu sein. Das Kind, der Mann aus dem Volke wie der Redner beweisen das Bedürfnis, das Wort mit der Gebärde zu begleiten." [1])

Weil das Gebärdenspiel in der Anlage des Menschen begründet ist, wird ein Vortrag ohne Gesten in den meisten Fällen als steif, nüchtern und unnatürlich empfunden werden.

Die Gebärden sind für den Vortragenden ein kostbares Ausdrucksmittel. Wer darauf verzichtet, begibt sich zum voraus mancher Wirkungen, die nur von der Geste ausgehen können. — Der allseitig vollendete Vortrag gleicht einem reich besetzten Orchester mit beständig wechselnden Klangwirkungen. Manche ergreifende Stelle wird im Vortrag durch den Wechsel der Stimme, des Blickes und der Miene, in der Musik durch die zarten Klänge der Violine, der Violen, der Flöten ausreichend zum Ausdruck gebracht. Aber bei Stellen voll Kraft und Nachdruck müssen auch die stärksten Instrumente einsetzen. Der Klang des Hornes und der scharfe Ton der Trompete, selbst die Wucht der Schlaginstrumente mischt sich mit den hellen und weichen Stimmen der Geige, der Klarinette und der Oboe. — So wird auch der belebte Vortrag alle Stimm- und Ausdrucksmittel aufbieten. Die Ergriffenheit des Vortragenden teilt sich dem Auge, den Mienen, der Körperhaltung mit, und dem Klang der Worte vereint sich die ausdrucksvolle Mitsprache der Gebärden. — Zumal der gute rednerische Vortrag, dessen Schönheit nicht in gleichem Maße auf klanglichen Wirkungen beruht, wie z. B. die Wiedergabe eines Gedichtes mit genauer Schattierung jeder darin enthaltenen Stimmung und Tonmalerei, wird des Gestenspieles nie ohne bedeutenden Nachteil entraten. Besonders bleiben manche rednerische Figuren ohne die begleitende Gebärde reiz- und leblos: so die Anrufung, der Schwur, die Beteuerung, die Vergegenwärtigung.

Das Wort spricht zum Ohre, die Gebärde zum Auge. Sie ist eine allgemeine, allen verständliche Sprache, eine Sprache, die selbst Eindrücke hervorbringt, die keine menschliche Zunge ersetzen kann. — Es gibt Augenblicke,

[1]) Harmant-Damien, Du geste artistique p. 3.

wo die Stimme versagt und das menschliche Wort aufhört, dann bleibt nur das tränenerfüllte Auge, ein letzter Wink, eine letzte Bewegung, ein letzter Druck der Hand, der die tiefsten Gefühle des Herzens zum Ausdruck bringt. — Die Mimik wird auch mit gutem Grund die Plastik des bewegten Menschenkörpers genannt, denn sie hat vor der bildenden Kunst den Vorzug, daß sie den Wechsel der Handlung und Bewegung in beliebiger Aufeinanderfolge wiedergeben kann.

Auch die Hochschätzung der Mimik bei manchen Völkern und die Urteile Sachkundiger aus alter und neuer Zeit bestätigen die Wichtigkeit der Gebärden für den mündlichen Vortrag.

Bei den alten Völkern besaß die Mimik hohes Ansehen. Dafür sprechen die Waffentänze bei den Griechen, die religiösen Tänze bei den Juden, die Cheirosophen und Pantomimen in Griechenland und Rom. Schon die bevorzugte Pflege der Gymnastik und der Bildhauerkunst weckte bei den Alten das Verständnis für die rhythmischen Bewegungen des menschlichen Körpers. — Nicht geringe Hochschätzung der Mimik spricht aus Horaz' Worten:

„Schwächer erregt das Gemüt, was uns die Ohren vermitteln,
Als was unmittelbar dem treuen Auge sich darstellt."

Der berühmte Redner Hortensius verwendete fast mehr Sorgfalt auf das Gebärdenspiel als auf die Rede selbst. So glücklich war das Wechselspiel zwischen Rede und Gesten, daß man nicht wußte, ob er dem Auge oder Ohr mehr biete. Selbst berühmte Schauspieler waren bei seinen Reden häufig zugegen, um von ihm für die Bühne zu lernen. [1])

Quintilian sagt, ohne die Bewegungen der Arme und Hände sei aller Vortrag hölzern und wirkungslos. Er betont, daß die wirkliche oder selbst bloß im Bilde dargestellte Gebärde oft mehr zu sagen vermöge als das gesprochene Wort. [2]) Der römische Schauspieler Roscius, ein Freund Ciceros, soll in einer eigenen Schrift die Leistungsfähigkeit der Wort- und Gebärdesprache miteinander verglichen haben. [3]) Die mimischen Schauspiele waren bei den Alten so sehr beliebt, daß ganze Tragödien von Aischylos mimisch wiedergegeben wurden.

Ähnliche Versuche wurden von dem dänischen Mimiker Vinzenz Galeotti und von dem Franzosen Jean Georges Novarre berichtet, der ganze Dramen Corneilles in die Gebärdensprache übertrug.

Auch Lessing befaßt sich in seiner Hamburgischen Dramaturgie mit dem Gebärdenspiel der Schauspieler. [4]) „Von der Chironomie der Alten," bemerkt er, „das ist von dem Inbegriff der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeschrieben haben, wissen wir nur sehr wenig; aber dieses wissen wir, daß sie die Händesprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der sich aus dem, was unsere Redner darin zu leisten imstande sind, kaum

[1]) Florilegium Latinum, IV. Heft, S. 28, Teubner 1912.
[2]) Institutiones oratoriae. 11, 3.
[3]) Makrobius, Saturnalien 2, 10.
[4]) Ausgabe Schöningh, S. 31 ff.

die Möglichkeit sollte begreifen lassen. Wir scheinen von dieser ganzen Sprache nichts als ein unartikuliertes Geschrei behalten zu haben, nichts als das Vermögen Bewegungen zu machen, ohne zu wissen, wie diesen Bewegungen eine bestimmte Bedeutung zu geben, und wie sie untereinander zu verbinden, daß sie nicht bloß eines einzelnen Sinnes, sondern eines zusammenhängenden Verstandes fähig werden." Trotz der Mahnungen Hogarths, die Gesten sollen sich möglichst in schönen, zierlich geschwungenen Schlangenlinien bewegen, verlangt Lessing, daß die Gebärde vor allem ausdrucksvoll sei und den ausgesprochenen Gedanken verdeutliche. Der Schauspieler soll z. B. bei allgemeinen Wahrheiten oder Sentenzen, die er ausspricht, durch die Geste jene Personen bezeichnen, denen sie gelten. So gelingt es ihm, mehr zu sagen, als der Dichter aussprechen konnte. Lessing urteilt also wie Quintilian: Die Gebärde ergänzt oder verdeutlicht den Sinn des gesprochenen Wortes.

Auch Göthe schlägt in seinen Schriften über Theater und dramatische Kunst die Bedeutung der Gesten hoch an. Seine „Regeln für Schauspieler" enthalten in 91 Paragraphen manche Ratschläge, die auch dem Redner und Deklamator sehr dienlich sind. — Endlich mögen die gegenwärtig so beliebten mimischen Darstellungen der Lichtbühne Erwähnung finden. Leider verraten sie vielfach wenig Kunstsinn und verletzen nicht selten Anstand und Gesittung.

II. Der Gebrauch der Gebärde in Rede und Deklamation.

Die Sprache der Hände hat ihrer Natur nach, auch ohne Verbindung mit dem begleitenden Wort oft eine bestimmte und unmißverständliche Bedeutung. Der Betende erhebt seine Hände zum Himmel. Wer einem Fremden einen Aufschluß erteilt, weist unwillkürlich mit der Hand nach dem fraglichen Gegenstande. Die abweisende Geste des Gebieters schneidet dem Schutzflehenden das Wort von den Lippen ab, der Wink bedeutet unzweideutig freundliches . . . Willkommen. — So schafft der naturgemäße Gebrauch der Hände im täglichen Umgang schon eine allgemein verständliche Gebärdensprache, sie wird von der bildenden und von der Vortragskunst übernommen, veredelt und dadurch zu einem wertvollen Ausdrucksmittel weitergebildet.

Für die Gebärden beim Vortrag gelten folgende Grundsätze:

1. Die Geste steht immer im Dienste des Gedankens, den sie ausdrücken soll. Sie hat nur die Bestimmung, den Inhalt der Rede deutlicher und nachdrucksvoller hervorzuheben. Sie darf ebenso wenig wie das gesprochene Wort der Eitelkeit oder Gefallsucht des Vortragenden dienen. — Die Lebendigkeit, Raschheit und Kraft der Bewegung richtet sich ganz nach dem Gehalte der gesprochenen Worte. — Je weiter die Geste ausholt, desto stärker und ausgeprägter ist ihre Bedeutung.

2. Die Gebärde muß mit dem gesprochenen Worte und der Persönlichkeit des Vortragenden zu harmonischer Wirkung zusammenstimmen. Sie begleitet das Wort, geht ihm zuweilen voraus, nie darf sie ihm erst nachfolgen. Sie mnß immer im Zusammenhang stehen mit dem Gesichtsausdruck des

Vortragenden. Sie bekommt oft ihre bestimmte Bedeutung erst durch die Miene, namentlich den Blick des Vortragenden. Haupt und Auge werden bei freudigen Empfindungen erhoben, bei schmerzlichen Gefühlen gesenkt.

3. Die Geste betont die wichtigsten Teile des Vortrages. Sie begleitet daher mit Vorliebe das Prädikat als den wichtigsten Satzteil oder das besonders betonte Wort, selten das Subjekt.

4. Die Gebärden werden gewöhnlich mit der rechten oder mit beiden Händen, selten mit der Linken ausgeführt.

5. Die Körperhaltung des Vortragenden sei aufrecht, edel und würdevoll, nicht steif und gezwungen. Zuweilen wird das Haupt etwas vorgeneigt oder ein Fuß leicht vorgeschoben nach jener Seite, wo der größere Teil der Hörer oder der in der Rede Angesprochene sich befindet und wohin sich auch die Gebärden richten.

6. Sind die Hände in Ruhestellung, so werden sie entweder auf die Brüstung gelegt oder hängen seitlich zwanglos nieder. Göthe empfiehlt, daß „die zwei mittlern Finger immer zusammen bleiben, der Daumen, Zeige- und Kleinefinger etwas gebogen hängen. Auf diese Art ist die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form". Damit ist auch die beste Handstellung für die Gebärden selbst angegeben. Die Finger dürfen nicht gespreizt und auch nicht zusammengepreßt werden.

7. Die Gebärden sollen möglichst selten die Gestalt des Vortragenden kreuzen oder sein Gesicht vor einem Teil der Hörer verdecken.

8. Die Gesten gehen in der Regel von der Brust des Sprechenden aus. Arme und Hände sollen sich außerhalb des Gebärdenspieles nicht bewegen.

9. Die Gebärde darf:

a) Nicht zu schwach sein. Dadurch würde der Gedanke mehr abgeschwächt als hervorgehoben.

b) Nicht übertrieben. Die Hände dürfen nicht zusammengeschlagen, an die Stirne gehalten, zur Faust geballt werden u. s. w. Dies würde Anstand und Schicklichkeit verletzen und die Aufmerksamkeit ablenken. Shakespeare äußert sich darüber in der Unterweisung einiger Schauspieler durch Hamlet (III. Akt, 2. Szene): „Sägt nicht zu viel mit den Händen durch die Luft, so . . . sondern tut alles mit Maß. Denn mitten in dem Strom, Sturm und, wie ich sagen möchte, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt . . . Paßt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an, wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals das Maß der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist der Absicht des Schauspielers entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten" . . .

c) Nicht unbestimmt. Halbausgeführte, unsichere Gesten verwirren den Inhalt des Vortrages, statt ihn zu verdeutlichen.

d) Nicht falsch. Die Geste darf dem ausgesprochenen Gedanken nicht widersprechen oder ihn aufheben.

10. Für den Anfänger ist es von großem Vorteil, um ein gutes Gebärdenspiel zu bekommen und seine Arme beweglich und gelenksam zu machen, wenn er seinen Vortrag ohne ihn zu rezitieren, einem andern bloß durch Pantomime verständlich zu machen sucht: dann ist er gezwungen, die passendsten Gesten zu wählen. (Göthe.)

III. Hauptarten von Gebärden.

1. Hinweisende Gebärden.

In Deklamation und Rede ist die hinweisende Geste vielleicht die häufigste. Der Redner bezeichnet mit einer oder mit beiden Händen (zuweilen mit ausgestrecktem Zeigefinger = zeigender Gestus) einen Gegenstand, eine Person, selbst einen bloßen Begriff, den er besonders hervorheben will.

Diese einfache Geste kommt gewöhnlich auch bei erläuternden oder erklärenden Stellen zur Verwendung und wird daher auch darlegende Gebärde genannt, denn die ausgestreckte offene Hand bezeichnet nicht nur den Hinweis auf einen Gegenstand, sondern auch dessen Darbietung, ähnlich der Übergabe eines Geschenkes.

Ebenso wird die Frage oder der Zweifel am besten durch die hinweisende oder zeigende Gebärde hervorgehoben. Denn der Fragesteller will die Aufmerksamkeit auf den Befragten oder den fraglichen Gegenstand lenken, der mit der hinweisenden Geste bezeichnet wird.

Die Richtung der hinweisenden Gebärde wird durch den bezeichneten Gegenstand bestimmt. Alles, was in den Bereich des Idealen, des Göttlichen und Geistigen gehört, wird durch den Hinweis nach oben verdeutlicht; was dagegen als irdisch, verächtlich oder böse dargestellt werden soll, durch einen Hinweis nach unten.

Soll auf mehrere Gegenstände hingewiesen werden, die nacheinander aufgezählt werden, so empfiehlt es sich, abwechselnd beide Hände zu gebrauchen oder die Bewegung in mehreren Absätzen auszuführen. Bei einem zusammenfassenden oder allgemeinen Begriff werden passend beide Arme ausgebreitet (= die verallgemeinende Geste).

Nur selten soll der Vortragende auf sich selbst und seine Gefühle hinweisen, indem er die Hand ungezwungen auf die Brust legt. Nach Göthes Rat soll dabei der Ellbogen vom Körper getrennt und der Arm leicht gehoben sein. Nur der Daumen und der vierte Finger sollen die Brust berühren, die übrigen Finger werden frei gebogen über der Brust gehalten. Diese zierliche Haltung der Hand ist auch manchen Bildwerken der Rokokozeit und des Klassizismus eigentümlich.

2. Verwandt mit der hinweisenden ist die beschreibende oder malende Geste. Sie sucht einen Vorgang durch Nachahmung der betreffenden Bewegung zu veranschaulichen und findet mehr Verwendung in der Deklamation als in der Rede; z. B.:

„Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen auf, sie rauschen nieder."

Nachahmung der Wellenbewegung durch die Gebärde.

Göthe empfiehlt die beschreibende Geste nur selten zu verwenden. Besonders ist es fehlerhaft und unschicklich, wenn der Vortragende das, was er schildert, an sich selbst veranschaulicht. Z. B.:

„Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar;
Der ein' in goldnen Locken, der andere grau von Haar."

Der Deklamator würde nach seinem Kopfe deuten.

Wenn Don Manuel in der Braut von Messina zu seinem Chore sagt:

„Dazu den Mantel wählt, von glänzender Seide gewebt, in bleichem Purpur scheinend; über der Achsel heft' ihn eine goldene Zikade,"

so wäre es äußerst fehlerhaft, wenn der Schauspieler bei den letzten Worten mit der Hand seine Achsel berühren würde". (Göthe.)

3. Die bejahende Geste begleitet die Behauptung, die Antwort oder Schlußfolgerung, mit gesteigerter Lebendigkeit den Ausruf, die Beteuerung, den Schwur. — Bei der einfachen Behauptung streckt der Vortragende die nach abwärts gewendete Hand aus und senkt sie kräftig nach unten oder seitwärts gegen die Mitte des Körpers. Die Gebärde wird verstärkt, wenn sich das Haupt gleichzeitig neigt oder dann stärker aufrichtet. Diese Bewegung bedeutet Ruhe, Festigkeit, sichere Bewahrung. Die Beteuerung und der Schwur, die Vorhersagung und Ankündigung einer ernsten Wahrheit werden passend hervorgehoben durch einen kräftigen Hinweis zum Himmel, der als Zeuge der Wahrheit angerufen wird. Eine starke Form der Bejahung ist auch der Befehl; er wird daher meist mit einer bejahenden Geste begleitet oder mit dem kräftigen Hinweis auf jenen, der gehorchen soll. [1])

4. Die verneinende Geste wird verwendet, wenn der Vortragende einen Gedanken oder eine Vorstellung zurückweisen will. Die Hand führt dabei von der Brust aus eine abwehrende Bewegung aus. Der Gebrauch beider Hände verstärkt den Eindruck dieser Gebärde. Je entschiedener die Verneinung, desto kräftiger holt die Bewegung aus.

5. Wichtig sind alle jene Gesten, welche das Gefühl des Vortragenden kennzeichnen. Die Affekte des Mißmutes, Zornes, des Abscheus, der Verachtung werden am besten durch die verneinende Gebärde kundgegeben, die zuweilen noch verstärkt wird durch das abgewandte Antlitz. Gefühle der Zuneigung, der Freude, der Achtung, Verehrung u. s. w. können am besten im Verein mit dem entsprechenden Mienenspiel durch hinweisende Gesten verdeutlicht werden, Bewunderung und Entzückung durch zum Himmel erhobene oder gefaltete Hände. Bitten oder Klagen, die sich an das Mitleid der Hörer wenden, können mit der darlegenden Geste begleitet werden, sind sie dringlich und inständig, so werden die Arme ausgebreitet oder die Hände gefaltet.

6. Seltener als der Deklamator und Schauspieler verwendet der Redner zusammengesetzte Gebärden, bei denen beide Hände und Arme nicht gleiche

[1]) Der insiunierende oder bekräftigende Gestus (der Daumen wird an den Zeige- oder Mittelfinger gelegt = geste Fénelon) ist vorzüglich in der geistlichen Beredsamkeit gebräuchlich.

und symmetrische, sondern verschiedene oder entgegengesetzte Bewegungen vollführen. Sie dienen dazu, in einem Satze zwei verschiedene oder entgegengesetzte Begriffe hervorzuheben, dürfen aber nicht den Eindruck des Gezierten oder Gesuchten hervorbringen. Z. B.:

„Ich vertraue unverbrüchlich auf Gottes ewige Fürsorge". (Die Rechte weist nach dem Himmel, die Linke zeigt nach der Brust des Sprechenden.)

„Der Stern am hohen Himmel und das Saatkorn im Schoße der Erde, beide verherrlichen Gottes Macht." (Die Rechte weist nach oben, die Linke nach der Erde.)

IV. Sprechgesten in der bildenden Kunst.

Plastik und Malerei sind zum Ausdruck der Idee noch viel mehr als die Beredsamkeit auf die Sprache der Mienen und Gebärden angewiesen. Hände und Antlitz sind bei ihnen das Wichtigste. Nur wer sie ausdrucksvoll wiederzugeben versteht, darf auf den Rang eines Künstlers Anspruch erheben. Indessen ist ein wichtiger Unterschied beim Gebrauch der Gebärden in den bildenden Künsten und im Vortrag nicht zu übersehen. Die in der Statue oder im Bilde dargestellte Gebärde bleibt sich immer gleich, sie muß daher eine möglichst klare und unmißverständliche Bedeutung haben und sie darf in keiner Weise die Gesetze der Schönheit verletzen. Die Geste im Vortrage wechselt mit dem Verlauf der Rede; Bewegung und Fluß sind ihr, wie der Rede, eigentümlich. Sie gestattet daher mehr Freiheit und Kühnheit in Auswahl und Ausführung. Sehr oft hat die Geste in der bildenden Kunst erzählenden oder beschreibenden Charakter; ein geschichtliches Ereignis soll verständlich gemacht werden. Aber auch Bildwerke mit Sprechgesten kommen nicht selten vor. Ihr Studium ist für den Redebeflissenen besonders lehrreich. Es ist nicht möglich, sie einzeln namhaft zu machen. Einige Andeutungen über ihr Vorkommen in den verschiedenen Stilperioden mögen daher genügen.

Die Griechen und Römer hielten sehr viel auf die Ausbildung des menschlichen Körpers durch gymnastische Übungen in der Palästra. Die anmuts- und kraftvollen Bewegungen der Ringkämpfer und Diskuswerfer wurden wiederholt Gegenstand plastischer Bildwerke. — Sprechgesten finden sich in antiken Kunstwerken verhältnismäßig selten. Florenz besitzt die Statue eines etruskischen Redners mit ausgestrekter Rechten (Kuhn, Plastik I, S. 99.) Die schöne Statue des Augustus im Vatikan (Kuhn Plastik I, S. 260) zeigt den Herrscher als Feldherrn, der mit erhobenem Zeigefinger Schweigen fordert. — In typischer Wiederholung bewahrt die erhobene Rechte in der folgenden Kaiserzeit und in der frühchristlichen Kunst die Bedeutung des Sprechgestus, während die gen Himmel ausgebreiteten Hände die flehentliche Bitte bezeichnen (Oranten).

Die byzantinische Kunst vermeidet womöglich das Gestenspiel. Das steife Hofzeremoniell der oströmischen Kaiserstadt spiegelt sich auch in der Kunst wider. Am häufigsten wird Sprache oder Gemütsbewegung der dar-

gestellten Personen angedeutet durch eine leichte Erhebung der Rechten (Handteller nach außen gewendet).

Die frühgermanische Kunst lehnt sich stark an die byzantinische und orientalische an, entfaltet aber bedeutend reicheres Leben. Repräsentations- und Zeremonienbilder sind auch ihr geläufig, so das Widmungsbild an Karl den Kahlen (Überreichung einer Bibel? Vgl. Kuhn, Malerei, S. 170), wobei Hingabe und Entgegennahme durch recht nachdrückliche hinweisende Gesten verständlich gemacht werden.

In der romanischen Kunst bezeichnet die auf die Brust gelegte oder wie früher die erhobene Rechte oft den Sprechenden. Der Verkündigungsgestus, die erhobene Rechte mit ausgestrecktem Zeigefinger erscheint schon jetzt gebräuchlich und ist seither üblich geblieben (Vgl. Kuhn, Plastik I, S. 335). Die Bewegung gewinnt in dieser Kunstepoche bedeutend an Eleganz und Freiheit.

In der gotischen Kunstperiode ergeben sich erhebliche Unterschiede zwischen deutschen und italienischen Meistern. Die italienischen Bildwerke zeigen mehr Lebendigkeit in Haltung und Bewegung als die deutschen, welche dafür durch Gemütstiefe, naive und schlichte Auffassung entschädigen. Man mag die Werke ganzer deutscher Schulen durchgehen und wird wenige Sprechgesten und nur maßvolle Körperbewegungen aufdecken. Die Meister der italienischen Frührenaissance dagegen, z. B. Donatello, Botticelli, Ghirlandaio u. s. w. widmen ihnen ihr eifrigstes Studium. Ein lebendiges Gestenspiel als Ausdruck tiefster Ergriffenheit liebt besonders Luca Signorelli, der zuweilen Bewegungsmotive vorführt, die später erst wieder in der Barockzeit in gleicher Kühnheit aufgegriffen wurden.

Die Hochrenaissance bevorzugt die große, freie, kraftvolle Bewegung und Geste. Die unsterblichen Meister dieser Zeit sind für das Studium der Gebärde vorbildlich. Michelangelo ist unerschöpflich in Erfindung von Bewegungsmotiven; Raffael leiht der Geste die vornehmste Harmonie; Leonardo hat allein in seinem Abendmahlsbilde eine Anzahl der ausdrucksvollsten Gebärden vereinigt, denen schon Göthe eine einläßliche Beschreibung und Erklärung gewidmet hat.

Die größte Bewegungsfreiheit ist der Barockkunst eigen. Sie versteht die machtvolle Gebärde wiederzugeben, noch mehr den Ausdruck des tiefsten Gefühls (Vgl. Kuhn, Malerei II, S. 855, 901, 906 ꝛc.). Ekstatisch ausgestreckte Arme, auf die Brust gebreitete Hände bezeichnen Bewunderung und Entzücken, das Ringen der Hände inständige Bitte oder tiefes Leid.

Reiche Ausbeute für das Studium der Gesten bieten die Werke der Romantiker, der Nazarener und Historienmaler (Overbeck, Cornelius, Kulmbach u. s. w.), während in den letzten Jahrzehnten, seit Courbet und der Schule von Barbizon, Licht- und Farbenprobleme in den Vordergrund des Interesses getreten sind.

Troia = Mykenä = Kreta.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B.

(Fortsetzung.)

Den merkwürdigsten Schmuck des Palastes bildeten ohne Zweifel die Wandgemälde. „Ihr Format ist verschieden: bald staunen wir über die Feinheit und illusionistische Sicherheit, mit der hier wahre Miniaturbilder ausgeführt sind; bald prallen wir vor den lebensgroßen Gestalten zurück, die uns schier überwältigend über den Abgrund der Zeiten grüßen. Bald handelt es sich um einfache Fresken, die mit flottem Pinsel auf der glattgeschlagenen frischen Wand ausgeführt wurden; bald dient die Malerei nur dazu, um darunter sitzenden Stuckreliefs zu voller plastischer Wirkung zu verhelfen. Und von wie mannigfaltigem Inhalt sind diese Gemälde! Die See, das Lebenselement der Kreter, mit ihren Pflanzen, ihren Fischen wird uns mit fast japanischer Naturtreue vorgeführt, auch an höchst realistischen Wiedergaben der Fauna und Flora des trockenen Landes ist kein Mangel, umfangreiche Architekturen bauen sich in mehreren Etagen vor uns auf; vor allem aber lernen wir aus diesen Fresken den Menschen von Knossos, seine Tracht, seine Beschäftigung ausgiebig kennen. Götterfeste mit Prozessionen und theatralischem Schaugepränge, Krieg und Jagd und lebensgefährliche Kampfspiele mit dem Stier füllten das Leben der Männer aus; die Frauen aber, denen man überall den Vortritt ließ, verstanden unheimlich viel von der Kunst, sich zu schnüren und durch unerhört tiefen Ausschnitt des Mieders und gesuchteste Frisur ihres Lockenhaars reizvoll zu erscheinen. All diese Bilder und Bildchen leben natürlich nur in der Fläche, nicht im Raum, mehr durch die Zeichnung als durch die Farbe.“ (Baumgarten.)

Diese Fresken gehören bereits der ersten spätminoischen Zeit an. Der realistische Zug, der ihr Charakteristikum bildet, hatte sich in der Keramik schon ziemlich viel früher angekündigt. Es muß auffallen, daß in dem eben besprochenen Palast, der noch in der dritten mittelminoischen Periode gebaut wurde, keine Kamareswaare zu finden war. Man scheint der Buntheit dieses Stiles und der Inhaltslosigkeit seiner Linien bald satt geworden zu sein, und so trat jener bedeutsame Umschwung zur Wirklichkeitsmalerei ein. Statt der koloristischen Gesamtwirkung strebt man jetzt auf den Vasen vor allem eine naturgetreue Zeichnung an, das bunte Spiel muß der Zweifarbentechnik weichen: langaufgeschossene Lilien heben sich in glänzendem Weiß vom dunklen Grunde ab, oder man malt auf den hellen Grund das naturgetreue Abbild eines Tintenfisches usw. Die Gefälligkeit der Formen, die Feinheit der Ausführung bleibt aber die gleiche wie bei den Kamaresvasen. Der Keramik folgen im Naturalismus auch die Fayencen, die Goldschmiedekunst und die hochentwickelte Glyptik; seinen glänzendsten Ausdruck gewinnt er, wie schon gesagt, in den Wandfresken.

In der ersten spätminoischen Periode, wo in der Großmalerei noch der volle Realismus herrscht, geht die Keramik schon wieder einen Schritt weiter.

Die Naturmotive werden nun — braun oder schwarz auf dem gelben Tongrund; die Gefäße mit dunklem Grunde kommen aus der Mode — allmählich stilisiert, eine Kunstweise, die im sog. „Palaststil“ der zweiten spätminoischen Epoche ihre Höhe erreicht. Zu den stilisierten Wasserpflanzen und Seetieren treten als neues ornamentales Element auch architektonische Motive hinzu, so namentlich jenes Oval, dem wir in den Friesen von Tiryns und Mykenä begegnet sind. Unter den neuen Gefäßformen ist ein dreihenkeliger großer Amphoratypus hervorzuheben.

Daß ein Geschlecht, „das so zu bauen und zu bilden, zu malen und en miniature zu meißeln verstand, ein Geschlecht, das schon ein ausgebildetes Gewichtssystem und etwas wie gemünztes Gold besaß“, auch über eine Schrift verfügte, darf uns doch nicht wunder nehmen. Wir haben früher schon von einer Hieroglyphenschrift gehört, jetzt aber tritt uns eine fortgeschrittene Linearschrift entgegen, Tintenschrift sowohl, wie in tönerne Platten mit geschnittenen Typen eingepunzte Zeichen: eine Vorahnung Guttenbergs. Leider harren die vielen Hunderte aufgefundener Schrifttäfelchen bis jetzt noch der Entzifferung, nur das ist vorläufig festgestellt, daß man in Kreta nach dem Dezimalsystem rechnete.

Am Ende der spätminoischen Zeit scheint der Palast zu Knossos wie der zu Phästos einer großen Zerstörung zum Opfer gefallen und nachher nur mehr teilweise bewohnbar gemacht worden zu sein. Doch tritt in der Kunst keine wesentliche Änderung ein: wie Täfelchen mit der Linearschrift, so finden sich auch jetzt noch Gegenstände der Goldschmiedekunst, der Bronzetechnik und der Elfenbeinschnitzerei. In der Kunsttöpferei geht die Ornamentik den vom Naturalismus weg zur konventionellen Stilisierung eingeschlagenen Gang fort, manche Motive werden bis zur Unkenntlichkeit ausgezogen. Für die Form wird jetzt die Bügelkanne besonders charakteristisch.

Dann kündet die Wiederaufnahme des geometrischen Stiles im Großen und vor allem das Eindringen eines bisher unbekannten Metalls, das in der Folge die größte Bedeutung erlangen sollte, ein neues Weltalter an: die Bronzekultur ist abgelaufen, um der Eisenzeit Platz zu machen.

5. „Kretisch-mykenisch“.

Wenn wir nun den Blick von dieser kretischen Kultur weg wieder auf die „troianische“ und „mykenische“ zurückwenden, so springt uns sofort ein gewisser Parallelismns in die Augen. Troia II deckt sich mit der frühminoischen Schicht auf Kreta. Die Kultur aber von Mykene, Troia VI usw. entspricht den letzten Stadien der kretischen. Wie überall, so ist auch hier vor allem die Keramik wegleitend. Unter den früher als mykenische Funde bezeichneten Vasen erkennen wir nun deutlich verschiedene kretische Typen: die importierten Kamaresvasen, den in mykenischen Werkstätten nachgebildeten kretischen Palaststil und die Bügelkanne der kretischen Ausgangszeit. Noch enger ist das Verhältnis zwischen der mykenischen und kretischen Malerei. Der Naturalismus, dem wir auf den mykenischen Vasen auffälligerweise nicht

begegnen, — er scheint auch in der kretischen Keramik nur ein sehr kurzes Leben gefristet zu haben — kommt in den mykenischen Fresken, wie wir gesehen, zur vollen Geltung. Ebenso steht es mit der Glyptik, den Fayencen, vor allem mit der Metallindustrie: überall die gleiche wundervolle Technik, gleiche oder ähnliche aus dem Niltal oder vom Euphrat herstammende, aber selbständig umgebildete Formen und Motive. In der Baukunst zeigt sich zwischen Kreta und dem Festland zwar ein grundlegender Unterschied in der Hauptanlage, der bloß aus der Verschiedenheit des Terrains und des nächsten Bauzweckes wohl nicht restlos erklärt werden kann. Hievon abgesehen fehlt es aber auch hier nicht an mannigfachen Berührungspunkten. Die Kuppelgräber, die sich auf dem Festlande überall mit der mykenischen Kultur verwachsen zeigen, haben ihre Vorstufen und Vorbilder auf Kreta. Unter den architektonischen Gliedern ist hier wie dort eines der wichtigsten die nach unten verjüngte Holzsäule. Die reiche Inkrustation scheint unmittelbar von Kreta herübergenommen zu sein usw.

Erst diese Vergleichung, von der hier nur beispielsweise einige Glieder aufgezählt wurden, ermöglicht es, die Ergebnisse der festländischen Ausgrabungen zu ordnen und in der mykenischen Kultur gewisse Perioden abzugrenzen: die frühmykenische mit den Schachtgräbern, der buntbemalten (Kamares-) Keramik und den eingelegten Dolchen: sie fiel in die Zeit der zweiten und dritten mittelminoischen und der ersten spätminoischen Periode; die mittelmykenische mit den jüngern Palästen zu Mykenä und Tiryns und den Palaststilvasen entspricht der zweiten spätminoischen; die spätmykenische endlich mit der Rückkehr zu linearen Ornamenten nach vegetabilischen Mustern und den Bügelkannen ist völlig mit der kretischen Kunst im letzten Abschnitt der Bronzezeit, der dritten spätminoischen Periode, identisch.

Die „mykenische“ Kultur setzt also, an der kretischen gemessen, recht spät ein, sie reicht nicht über die Kamareszeit zurück. Was auf ihrem Boden den „mykenischen“ Schichten vorausgeht, stellt sich etwa neben Troia II; dann tritt, wie in Troia, unvermittelt sofort der ausgebildete „mykenische“ Stil zu Tage, während Kreta, den ganzen Kreis abschließend, auch die dazwischen liegende allmähliche Entwicklung verfolgen läßt (einige Lücken wurden durch Funde auf Thera, Melos, Rhodos ꝛc. ergänzt, nach welchen man von einer besondern „Inselkultur“ redet, auf die ich hier aber nicht eingehen kann). *So erscheint denn die „mykenische“ Kultur, wenn sie auch in einigen Punkten ihre eigenen Wege verfolgt, im Grunde doch nur als eine letzte Entwicklungsstufe, als ein letzter Ausläufer der großen kretischen Kultur und ist von ihr nicht zu trennen.* Kreta „ist offenbar der Ort, wo durch die intensive Berührung mit den hochentwickelten asiatischen Kulturen, durch die Aufnahme und selbständige Verarbeitung orientalischer Kulturelemente jene eigenartige Zivilisation geschaffen und zur reichsten Blüte emporgeführt worden ist. Denn hier ist der Brennpunkt, in welchem die babylonischen und die ägyptischen Kulturströmungen auf ihrem Wege nach

Griechenland sich trafen, von welchen auch die Ausstrahlungen der neuen Kultur ausgegangen sind." (Drerup). Wir können deshalb nicht mehr gut von einer „mykenischen" Kultur sprechen, die Bezeichnung genügt weder zeitlich noch räumlich genommen; „ägäisch", wie vorgeschlagen wurde, faßt wieder allzu viele Gegensätze in sich; am besten redet man fortan wohl von der „kretisch-mykenischen" Kultur.

6. Die Altersbestimmung.

Die Resultate, die wir hier aus unmittelbarer Vergleichung gewonnen haben, werden durch andere Momente bestätigt, besonders durch jene Funde, die auch eine Alters bestimmung der verschiedenen Schichten ermöglichen. Ich muß mich leider, um meine Hörer nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen, hier noch mehr als bisher mit bloßen Andeutungen begnügen.

Was diese Altersbestimmung möglich macht, ist der glückliche Umstand, daß zwischen den kretisch-mykenischen Kulturstätten und Aegypten sehr rege Beziehungen herrschten. Die kretische Welt hat nicht nur künstlerische Motive aus Ägypten eingeführt, sondern auch ägyptische Ware in Menge. So fanden sich in den mittelminoischen Kulturschichten ägyptische Fundobjekte, die aus der zwölften oder spätestens dem Anfang der dreizehnten, bez. der fünfzehnten und sechszehnten Dynastie stammen. So enthob man dem mykenischen Boden eine große Anzahl Kartuschen mit dem Namen Amenophis II., Amenophis III. und seiner Gattin, der Königin Thi (18. Dynastie); ähnlich an andern Stätten mykenischer Kultur.

Nun ließe sich freilich denken, daß diese Funde erst in viel späterer Zeit aus Ägypten nach Kreta und Mykenä verschleppt worden seien. Es sind in der Tat solche Fälle nachweisbar. Aber hier spricht meist schon die große Menge der Fundobjekte auf kleinem Raume gegen diese Annahme, entscheidend aber der Umstand, daß wir umgekehrt an sicher datierten ägyptischen Plätzen Import aus allen Hauptepochen der kretisch-mykenischen Kulturentwicklung finden. Die kretische Ware scheint sich dort einer außerordentlichen Beliebtheit erfreut zu haben. Die Abgrenzung ist um so sicherer, als einige ägyptische Fundstätten, wie Gurob, Tell el Amarna ꝛc. nach kurzer, datierbarer Dauer wieder verödeten. Wichtig ist auch, daß an den verschiedenen Stellen nicht alle möglichen kretischen Erzeugnisse untereinander angetroffen werden, sondern meist bloß an einem Platze Gegenstände, besonders Vasen und Vasenscherben, die deutlich nur einer Entwicklungsstufe angehören. Neben den Funden gibt endlich auch die wechselseitige Beeinflussung kretisch-mykenischer und ägyptischer Kunst gewisse Anhaltspunkte für die Datierung. Diese erfolgt freilich zunächst nur nach den ägyptischen Dynastien. Wie stark die Meinung über die hieraus sich ergebenden Zeitansätze bis vor kurzem noch auseinander gingen, erhellt z. B. daraus, daß Petrie die erste Dynastie mit dem Jahre 5510 v. Chr., Lipsius-Evans mit 3892, Ed. Meyer und Fimmen mit 3315 beginnen lassen. Doch sind gerade die kretisch-mykenischen Funde für eine zuverlässigere Datierung der einzelnen Abschnitte der ägytischen Ge-

schichte bahnbrechend geworden, sie zwangen namentlich dazu, den Zwischenraum zwischen der 12. und 18. Dynastie möglichst kurz anzunehmen, und so scheint der letzte der genannten Ansätze, von Meyer und Fimmen, jetzt allgemeine Anerkennung zu finden.

Darnach entfällt die zweite und dritte frühminoische Periode gleichzeitig mit Troia II — von den ältern, undatierbaren Epochen sehen wir hier ab — in die Zeit der 6.—11. Dynastie, 2500—2000 v. Chr.; der erste und zweite mittelminoische Abschnitt in die Zeit der 11. und 12. Dynastie, 2000 bis 1660; um 1900 werden die ersten Paläste in Knossos und Phästos erbaut und beginnt die Blüte der Kamareskeramik, gegen Ende des Zeitraumes entstehen in Mykenä die ersten Schachtgräber; mit der Hyksoszeit (14.—17. Dynastie, 1675—1580) und dem Anfang der 18. Dynastie (1580 bis 1350) läuft die dritte mittelminoische und die erste spätminoische Periode (Blüte des Naturalismus, neue Paläste in Knossos und — später — in Phästos) parallel, während auf dem Festland die frühmykenische Zeit einsetzt mit den jüngern, durch ihren Goldschmuck ausgezeichneten Schachtgräbern in Mykenä. Das Jahr 1550 mag den Beginn der zweiten spätminoischen Zeit mit dem Palaststil und dem letzten Umbau auf Knossos und der mittelmykenischen Periode mit den Palästen von Mykenä und Tiryns bezeichnen; um 1400 werden die Paläste der kretischen Hauptstädte zerstört, auf der Insel herrscht die letzte spätminoische, auf dem Festland und in Kleinasien (Troia VI u. VII) die spätmykenische Periode; von 1200 an künden die eisernen Fibeln, Messerchen, Ringe usw., die in Mykenä und auf Kreta ꝛc. immer zahlreicher werden, den Anbruch einer neuen Kulturzeit an; die vom Norden her eindringenden Dorier verschaffen der steifen und nüchternen geometrischen Kunst den Sieg über die lebensvolle kretisch-mykenische, die nur in dem von den Einwanderern nicht berührten Teile von Kleinasien sich zur „jonischen" Kultur des griechischen Mittelalters organisch um- und weiterbildet. „So dürfen wir das zweite Jahrtausend vor Christus als die Epoche der kretisch-mykenischen Kultur bezeichnen, die mit dem Anfang dieses Jahrtausend sich zu entwickeln beginnt und jedenfalls schon vor seiner Mitte auf dem Kulminationspunkt angelangt ist." (Drerup.)

(Schluß folgt.)

Bücherecke.

Opitz, H. G., Mein philosophisches Vermächtnis an das Volk der Denker. Leipzig, Quelle und Mayer. 1915. 64 Seiten. Preis: Mk. 1.20.

Eine philosophische Denkschrift, die sich von den Arbeiten, welche die hauptsächlichen Vertreter deutscher Philosophie als „Kriegsarbeiten" veröffentlichten, abhebt wie die gesamte schriftstellerische Wirksamkeit ihres Urhebers von der Professionsphilosophie seiner Zeit. In abgeklärt edlem Tone, mit wohlgewählter Rede zeichnet Opitz, der von jeher selbständig kritischer Denker war, ohne in Schopenhauers üble Art zu verfallen, den wirklichen

Stand und das wirkliche Ergebnis deutscher Philosophie überhaupt — doch nur in ihren schließlichen Endergebnissen und höchsten Fragen. „Wie diese Verhältnisse leider Gottes nun einmal liegen, können auch die gewissenhaft zusammengestellten Verdienste der Philosophie an dem Gesamturteil nichts ändern, daß die Philosophie bisher auf den wesentlichsten Gebieten versagt hat." (S. 33.) Es ist köstlich, wie der Greis in philosophischem Ringen um die Erkenntnis alt geworden, mit starken Grundlinien das kaum anfechtbare Inventar darlegt. Ohne Zweifel verdient dieses in Einsicht genommen zu werden. Aber schon wehmütiger stimmt es, daß er und wie er seine eigene Philosophie als Testament hinterläßt. Das unversagte Vertrauen in Philosophie als solche, die Überzeugung von deren Naturnotwendigkeit, die weisere Beschränkung auf das mögliche — das möchte ich verklärendes Licht des Scheidenden heißen; ob aber die Meinung, die Philosophie, wie sie Opitz selbst im „Grundriß der Seinswissenschaft" bietet, sei nun die wirkliche Philosophie, welche als die vollechte, das deutsche Volk emporzuführen vermag, nicht auch als zu weitgehender Optimismus wie täuschender Schein sich auflösen werde, ist eine Frage, die sehr bald beantwortet sein dürfte. —o—

Das Nibelungenlied. Für den Schulgebrauch (mit teilweiser Benützung der Uebersetzung von **Oskar Henke**) ausgewählt und herausgegeben von Dr. **Alfred Koppitz.** Vierte neu durchgesehene Auflage. Leipzig und Wien, G. Freytag. 156 Seiten. Preis: Geb. Mk. 1.—.

Oden von **Fried. Gottlieb Klopstock.** Ausgewählt und erklärt für den Schulgebrauch von **Rudolf Windel.** Mit einem Anhang: Einige charakteristische Stellen aus dem **Messias.** Vierte umgearbeitete Auflage. Leipzig, G. Freytag. 163 Seiten. Preis: Geb. Mk. —.80.

Es ist entschieden zu begrüßen, daß die Meister der deutschen Literatur in ihren Werken immer wieder von neuem aufgelegt und so einem größeren Kreise zugänglich gemacht werden. Besonders vorteilhaft sind diese Neuauflagen für die Schule, der Unterricht wird belebt, und da die Anschaffung meist auch nur mit geringen Kosten verbunden ist, wird eine allgemeine Anschaffung solch kleiner Bändchen eher ermöglicht, als der Ankauf großer Sammelwerke. Diese Büchlein bleiben gewöhnlich auch fürs Leben gute Freunde, man greift auch später immer wieder nach ihnen, um so lieber, wenn moderne Literaturerzeugnisse uns wenig zu befriedigen vermögen.

Eine ganze Anzahl solcher Bändchen sind im Verlage von G. Freytag in Leipzig erschienen, besonders für den Schulgebrauch berechnet und darum mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Vor mir liegen das Nibelungenlied und Klopstocks Oden.

Das Nibelungenlied, herausgegeben von Henke-Koppitz, wird uns in seinen Hauptzügen vorgeführt. Die Auswahl der verschiedenen Gesänge ist eine recht glückliche und die Uebertragung ins hochdeutsche durchweg wohlgelungen. Von den ausgelassenen Gesängen wird eine knappe, aber sichere Inhaltsangabe geboten, die den Fortgang der Handlung und das Verständnis derselben vermittelt. Die beigegebene Einleitung ist leicht faßbar. Sie gibt

Aufschluß über Entstehen der Nibelungensage, Entstehung des Nibelungenliedes, über dichterische Bedeutung, Sprache, Versmaß des Nibelungenliedes und über die weitere Behandlung des Sagenstoffes im neueren Schrifttum. Der erste Abschnitt dürfte wohl besser mit „Entstehen der Nibelungensage" überschrieben werden.

Klopstocks Oden sind sonst nicht eine Kost für jedermann, besonders jene nicht, die vom Dichter selbst „umskandinavisiert" wurden. Windels Ausgabe von Klopstocks Oden hilft über die vielen Schwierigkeiten hinweg. In der Einleitung wird von Klopstock als Odendichter ein kurzes Bild gegeben. Jede einzelne Ode erhält zudem in einer kurzen Einleitung die nötige Beleuchtung, und in Anmerkungen folgen die nötigen Erklärungen, so daß jeder trotz der Schwierigkeiten zum Genuß der vielen Schönheiten gelangen kann.

Im Anhang werden einige charakteristische Stellen aus dem Messias gegeben. Die Abbadona Episode ist wohl etwas stark vertreten. Die Szene zwischen Maria und Portia wird eingefügt.

Mögen diese Bändchen reichen Nutzen stiften und zahlreiche Leser finden. Der Preis ist so bescheiden, daß die allgemeine Anschaffung für die Schule leicht möglich und sehr empfehlenswert ist. P. Chrysostomus Gremper, Altdorf.

Wotke Dr. Karl, Die Jahreshauptberichte Langs und Ruthenstocks über den Zustand der österreichischen Gymnasien in den Jahren 1814—1834. (Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte, XVI. Heft.) XVI und 448 Seiten. Wien, Gromme. 1914. Preis K. 12.—.

An Hand der in der Ueberschrift genannten Quellen wird ein höchstinteressanter Ueberblick geboten über die historische Entwicklung sämtlicher Gymnasien der sogenannten deutschen Provinzen und des lombardo-venezianischen Königreichs in der zweiten Hälfte der Regierung des Kaisers Franz. Die Arbeit zeugt von gewissenhaftem Quellenstudium und bietet auch dem Nichtösterreicher eine Fülle wertvoller Belehrungen. Besonders Schulfreunden darf das Buch bestens empfohlen werden.

Dr. P. Leodegar Hunkeler O. S. B., Engelberg.

Rodolphe Toepfer, Nouvelles Genevoises. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Hugo Roesing. 73 Seiten. Gebunden 80 Pfg. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller) Leipzig 1915.

Das handtiche Bändchen enthält nebst einer guten Einführung in die Lebensverhältnisse und die schriftstellerische Tätigkeit Toepfers drei seiner bekanntesten Novellen: Le col d'Anteme, Le lac de Gers und La vallée de Trient. Ein beigelegtes Heftchen gibt erklärende Anmerkungen. Wer Toepfer als Schullektüre wählt, dem wird vorliegende Ausgabe gute Dienste leisten. Ob sich freilich der zwar originelle und an Schönheiten reiche Stil des Genfer Novellisten mit seinen vielen Provinzialismen für Schulzwecke besonders eigne, bleibe dahingestellt. Dr. P. Leodegar Hunkeler O. S. B. Engelberg.

2. Jahrgang. Nr. 8. 28. Dez. 1916.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Die Litauer. — Troia-Mykenä-Kreta.

Die Litauer.

Von Dr. P. Leodegar Hunkeler, Engelberg. *)

Zu den vom Kriegselend am meisten heimgesuchten Völkern gehören ohne Zweifel die im nordwestlichen Rußland und einem kleinen Gebiete von Ostpreußen wohnenden Litauer. Und doch sprach und spricht man wenig von ihnen, man betrachtet sie gern als eine Gruppe des unglücklichen Polenvolkes, mit dessen Schicksalen diejenigen Litauens ja tatsächlich so eng verbunden waren und noch sind. Die Litauer sind indessen ein Volksstamm von ausgeprägter Eigenart, dessen freie Entwicklung zwar seit Jahrhunderten gehemmt ward, der aber gerade in den letzten Jahren neu aufzuleben begann und nach dem Kriege eine schönere Zukunft zu erleben hofft. Es schien mir daher nicht unangezeigt, an dieser Stelle einiges über das Litauervolk, seine Sprache und seine Dichtung mitzuteilen. Ich hatte einst Gelegenheit, eine Reihe von Söhnen dieses Volkes kennen zu lernen, und habe ihnen ein treues Andenken bewahrt. Was sie mir von ihrer Heimat erzählten und was ich seither in Mußestunden darüber las, möchte ich nun im Auszug den Lesern der „Schweizer-Schule“ zur Kenntnis bringen. Dem einen und andern werde ich wohl nichts Neues sagen, aber viele dürften doch mit dem Gegenstand weniger vertraut sein und daher die spärlichen Notizen mit einigem Interesse lesen.

1. Das Volk der Litauer.

Die Litauer bilden mit den in Kurland wohnenden Letten und den durch den deutschen Ritterorden unterworfenen alten Preußen einen selbständigen Zweig der indogermanischen Völkerfamilie, nämlich den baltischen. Der Name „Baltisch“ stammt vom litauischen Adjektiv baltas, weiß und wurde wohl ursprünglich mit Rücksicht auf den weißen Ufersand für das baltische Meer und dann für die Bewohner seiner Küste gebraucht.

*) An Literatur benutzte ich: Schiemann Dr. Th., Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert. Berlin 1886. — Tetzner F. und H. Dainos, Litauische Volksgesänge. Leipzig, Reclam. Diesem Büchlein sind die Lieder-Zitate entnommen — Kurschat Dr. F. Grammatik der litauischen Sprache. Halle 1876. — Artikel über Litauen, seine Geschichte ꝛc. in der Zeitschrift „Litauen“. Bern 1916.

In der Geschichte treten die Litauer und ihre stammverwandten Völker verhältnismäßig spät hervor. Jahrhundertelang liegt auf ihren Landen ein nur stellenweise spärlich erhelltes Dunkel. Erst im 12. und 13. Jahrhundert fängt Litauen an, in der Geschichte Europas eine Rolle zu spielen. Im frühen 12. Jahrhundert zerfällt es noch in eine Reihe kleiner Fürstentümer, deren Bewohner nur durch die Bande des Blutes und der Sprache miteinander verbunden sind. Nach und nach machen sich aber Einheitsbestrebungen geltend, und gegen Ende des Jahrhunderts hat sich im mittlern Litauen eine Art Großfürstentum herausgebildet, das sich nun in fortwährendem Kampf mit den Nachbarvölkern und den Ordensrittern nach und nach festigt und weiter ausdehnt. Der erste Großfürst Litauens war Ryngald. Er setzte den nach Westen vordrängenden Mongolen energischen Widerstand entgegen, erweiterte die Grenzen seines Reiches gegen Süden und errang eine gewisse Oberhoheit über die durch die Mongolen stark geschwächten Russen. Sein Sohn und Nachfolger Mindangis suchte die Einheit des Reiches, die noch immer unter dem Widerstand einzelner Landesfürsten litt, zu festigen. Um sich vor den Angriffen der Ordensritter sicher zu stellen, trat er, wahrscheinlich 1251, zum Christentum über und empfing die Taufe. Damit hatte er sich nach außen geschützt, nicht aber nach innen. Seine Annäherung an die Ordensritter, seine reichen Schenkungen an dieselben erbitterten die am alten Heidentum zäh festhaltenden, noch immer unabhängigen kleinen Landesfürsten, so daß der Großfürst im Jahre 1262 ihnen nachgab, sich öffentlich wieder vom Christentum lossagte und dem Einfluß des Ordens die Tore des Landes wieder verschloß. Allein auch dieser Schritt konnte seine Stellung nicht retten. Schon im Jahre 1263 fiel der hochbegabte und trotz seiner zweifelhaften Politik um das Land hochverdiente Mann als Opfer einer Verschwörung litauischer und russischer Kleinfürsten.

Erbitterte innere Kämpfe waren die Folge. Die kleinen Landesherren, die sich Mindangis vom Halse schaffen wollten, stritten nun unter sich um die Oberhoheit, und erst durch die kräftige und kluge Regierung des Großfürsten Vitenas (1293—1316) und seines energischen Bruders Gedymin (1316—1341) kamen wieder geordnete Verhältnisse zustande. Vitenas und Gedymin sind als die eigentlichen Begründer der litauischen Großmacht zu betrachten; durch sie trat das junge Staatswesen als neues Glied in die Kette der europäischen Mächte ein. Gedymin suchte seinem Volke die Vorteile der abendländischen Kultur zugänglich zu machen, ließ Künstler und Handwerker aus dem Westen in sein Land kommen und gestattete den Dominikanern und Franziskanern, daselbst die christliche Lehre zu verkünden. Ja, man hoffte sogar eine Zeitlang, der Großfürst werde selbst das Christentum annehmen, und sehr wahrscheinlich beschäftigte er sich auch mit diesem Gedanken; aber zum Übertritt kam es nicht.

Große Verdienste erwarb sich Gedymin um die litauische Armee, die er nach westeuropäischen Vorbildern reformierte. Ferner legte er Städte und Festungen an, auf ihn geht z. B. die Gründung von Wilna, der Hauptstadt

des litauischen Staates zurück. Auf diese Weise suchte er nach allen Richtungen sein Großfürstentum den europäischen Staaten ebenbürtig zu machen. Er ist ein großzügiger, zielbewußter und weitausschauender Politiker und nimmt in der Reihe der mittelalterlichen Staatsmänner einen ehrenvollen Platz ein.

Nicht weniger glücklich als die Regierung Gedymins war diejenige seiner beiden Söhne Algirdas (1345—1377) und Keistutis (1345—1382), die sich in die Herrschaft teilten. Ersterer erhielt die russischen Gebiete, die während der Regierung seiner Vorgänger an den litauischen Staat angegliedert worden waren, letzterer dagegen behielt die eigentlich litauischen Lande. Darnach richtete sich auch die Politik der beiden Herscher. Algirdas wußte sich in seiner innern Verwaltung dem Charakter seiner russischen Untertanen anzupassen, den eigentlichen Litauern wurde er mehr und mehr ein Fremder. Nach außen trieb er eine Eroberungspolitik, die an Klugheit, Vorsicht und zielbewußter Energie ihresgleichen sucht, so daß er am Ende seiner Regierung über ein Reich gebot, das sich vom schwarzen bis zum baltischen Meer, von der Oka zum Bug und zur Weichsel erstreckte. West- und Südrußland verdanktem ihm die Befreiung vom mongolischen Joche. Algirdas ist wieder eine von den zahlreichen kraftvollen Herrschergestalten, die aus dem litauischen Stamme hervorgingen. Nur dem Christentum gegenüber nahm auch er eine ablehnende Stellung ein. Er duldete, ja begünstigte sogar dessen Ausbreitung in seinen Landen, er selbst jedoch blieb Heide.

Während so Algirdas das litauische Reich nach Osten und Süden erweiterte, verteidigte sein Bruder Keistutis dasselbe gegen die Macht des deutschen Ordens. Keistutis ist überhaupt seiner ganzen Persönlichkeit nach im Gegensatz zu Algirdas der Vertreter des alten Litauertums und war darum bei seinen Stammesangehörigen populärer als sein Bruder. Noch ausgeprägter als bei Algirdas ist bei ihm das Festhalten am angestammten Heidentum. Dabei war er persönlich ein edler, ritterlicher Charakter, der auch seinem Gegner Verehrung und Hochachtung abnötigte. Mit seinem Bruder blieb er stets in Treue verbunden; während dieser von Sieg zu Sieg eilte und neue Gebiete eroberte, bewachte er die Marken des Mutterlandes.

Einen neuen wichtigen Abschnitt in der litauischen Geschichte eröffnete die Thronbesteigung Jagiellos, des Sohnes Algirdas'. Er war von seinem Vater, der 1377 starb, testamentarisch zum obersten Herzog von Litauen bestimmt worden, und Keistutis hatte dazu seine Zustimmung gegeben. Jagiello vergalt jedoch seinem Oheim dieses Entgegenkommen schlecht. Es gelang ihm, auf wenig ehrlichem Wege den mehr als 80 jährigen Mann zu stürzen und sich zum Alleinherscher in Litauen aufzuwerfen. Keistutis wurde im Kerker erdrosselt aufgefunden (1382).

Um nun gegen den alten Gegner des immer noch heidnischen litauischen Staates, den deutschen Ritterorden, sich mit Erfolg verteidigen zu können, brauchte er einen mächtigen Bungesgenossen, und diesen fand er in Polen.

Dort war am 11. Sept. 1382 König Ludwig, der Schwestersohn Kasimirs des Großen, gestorben, und nach langen innern Streitigkeiten war am 15. Okt. 1384 dessen Tochter Hedwig zur Königin von Polen gekrönt worden. Aber die kleinpolnischen Magnaten, deren Kandidatin Hedwig gewesen war, erkannten nur zu gut, daß sie erst dann des Erfolges sicher seien, wenn Hedwig einem Fürsten die Hand reiche, der ihnen behagte. Zwar hatte König Ludwig seine Tochter schon als Kind mit dem Sohne Herzog Leopolds von Österreich verlobt, und dieser war auch bereits nach Krakau gekommen, um seine Rechte geltend zu machen. Allein er mußte einem Größern weichen, dem Großfürsten von Litauen. Bald nach der Krönung Hedwigs trug eine polnische Gesandtschaft Jagiello die Hand der Königin und die polnische Königskrone an unter der Bedingung, daß er Katholik würde und die Interessen des polnischen Adels, besonders der Herren Kleinpolens schützte. Jagiello ging auf das Anerbieten ein, versprach, mit seinem Volke das katholische Christentum anzunehmen, alle dem polnischen Reiche von was immer für einer Seite zugefügten Beeinträchtigungen zu restituieren und sein litauisches Reich auf ewig mit der Krone Polens zu vereinigen. Die Verhandlungen schritten nun rasch voran, Hedwig erklärte sich zur Ehe mit Jagiello bereit, und am 12. Februar 1386 hielt derselbe in Krakau seinen Einzug. Schon drei Tage später empfing er die Taufe, und am 18. Febr. fand die Trauung statt. Am darauffolgenden 4. März endlich bestieg er als Wladislaw II. den polnischen Königsthron.

Mit diesen Ereignissen brach naturgemäß eine neue Zeit für die litauischen Lande an. Einerseits drang nun endlich der katholische Glaube daselbst durch. Anderseits begann damit die Zeit der Abhängigkeit Litauens von Polen. Wohl war durch die Angliederung des Großfürstentums an das polnische Reich dessen Selbständigkeit nicht aufgehoben worden. Jagiello gab ihm sogar einen eigenen Großfürsten in Vytold, dem Sohne seines ermordeten Oheims Keistutis, und unter der Anführung der beiden Fürsten brachten die Polen und Litauer bei Tannenberg dem deutschen Orden im Jahre 1410 eine entscheidende Niederlage bei.

Aber schon im Jahre 1569 wurde durch den Vertrag von Lublin bestimmt, daß die polnische und die litauische Krone vereinigt werden sollten, indem der Fürst des einen Volkes zugleich auch der des andern sein sollte. Dabei würde freilich die Selbständigkeit des Heerwesens, der Verfassung und Verwaltung aufrecht erhalten, es handelte sich also um ein System, wie wir es etwa heute in Österreich-Ungarn treffen. So stand es wenigstens auf dem Papier, tatsächlich aber erhielt das polnische Element in dem Staatenbunde den Vorrang. Polen stand kulturell höher, es war früher mit den Segnungen des Christentums und der abendländischen Zivilisation bekannt geworden als Litauen. Das hatte zur Folge, daß die Polonisierung Litauens rasche Fortschritte machte. Der Adel vor allem nahm polnische Sprache und Sitte an, und der Hof von Wilna erhielt polnisches Gepräge. Am konservativsten blieb Samogitien (das heutige Gouvernement Kowno), wo nicht bloß das

niedere Volk, sondern auch die Aristokratie treu an der nationalen Eigenart festhielt. Sonst aber nahm die geistige und politische Selbständigkeit Litauens fortwährend ab, und als es am Ende des 18. Jahrhunderts zur Teilung Polens kam, hatte auch für Litauen die Stunde der Auflösung geschlagen. Ein kleiner Teil davon fiel an Preußen, alles übrige an Rußland, wo an Stelle des alten Staates Litauen die Gouvernemente Wilna, Kowno, Grodno, Minsk, Mohilev und Witebsk traten. Der Sprache nach litauisch sind aber nur mehr das Gouvernement Kowno (lit. Kaunas) und kleine Teile der Gouvernemente Wilna, Grodno und Suwalki, sowie Preußisch-Litauen.

Von dieser Zeit an war eine nationale Entwicklung des Litauervolkes vollends verunmöglicht. Besonders in Rußland war die Unterdrückung desselben eine so systematische, daß man sich wundern muß, wenn die Nation sich überhaupt noch erhielt und ihr Selbstbewußtsein bewahrte. Im Jahre 1840 wurde sogar der geographische Name „Litauen" verboten und durch die Bezeichnung „Land des Nordwestens" ersetzt. An Stelle des früher gebrauchten lateinischen Alphabetes wurde das russische vorgeschrieben, das sich aber bei der großen Verschiedenheit des litauischen Lautsystems vom russischen absolut nicht eignete und daher auch nicht angenommen wurde. Man begnügte sich lieber mit den wenigen literarischen Produkten, die in Preußen gedruckt wurden und ins Land eingeschmuggelt werden konnten.

Bei solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn das geistige Leben eines Volkes kein blühendes sein konnte und die Litauer mehr und mehr aus dem Bewußtsein der Welt verschwanden. Immerhin konnte das Werk der Vernichtung nicht vollendet werden, von Preußisch-Litauen aus wurde das nationale Bewußtsein kümmerlich genährt; in Tilsit erschienen litauische Zeitschriften wie die Auszra (Morgenröte), Varpias (Glocke) und Ukininkas (Bauer), die trotz der strengen Maßnahmen der russischen Behörden in Litauen verbreitet werden konnten.

Tausende von Litauern wanderten auch nach Amerika aus, wo eine blühende Kolonie entstand, die den nationalen Überlieferungen treu blieb und geistig befruchtend auf die Heimat einwirkte. So erhielt sich trotz der rücksichtslosesten Russifizierungsbestrebungen von seiten der Regierung das nationale Leben Litauens, und am 24. Dezember 1905 zeigte eine mächtige Volksversammlung in Wilna, an der Vertreter aller Gesellschaftsklassen teilnahmen, daß das Volk der Litauer noch immer bestehe und entschlossen sei, weiter zu leben. Die Versammlung protestierte gegen die Unterdrückung von seiten der Regierung, und wenn auch ihre Wünsche nicht in Erfüllung gingen, so war doch in den letzten Jahren ein kräftiges, hoffnungsfreudiges Erwachen der hochbegabten Nation zu beobachten. Mitten in diese Entwicklung hinein kam der Krieg, der die litauischen Lande furchtbar heimsuchte. Möge dem schwergeprüften Volke dafür neues Leben aus den Ruinen blühen.

2. Die Sprache der Litauer.

Die Sprache des Litauervolkes, dessen Geschichte in kurzen Zügen dargestellt wurde, ist wohl die reichste und interessanteste aller lebenden

Sprachen Europas. Ihre Stellung in der indogermanischen Sprachenfamilie ist durch die eingangs besprochene Stellung des Volkes im wesentlichen bestimmt. Sie bildet mit dem in Kurland gesprochenen Lettischen und dem im 17. Jahrhundert ausgestorbenen Preußischen eine selbständige Gruppe in der Gesamtheit der indo-europäischen Sprachen. Bis in die neuere Zeit hielt zwar die Sprachforschung an der Hypothese fest, daß die den drei Sprachen zu Grunde liegende baltische Ursprache mit der slavischen Ursprache auf einer gemeinsamen Grundlage beruhe, dem Litu-Slavischen oder Balto-Slavischen, das sich in vorgeschichtlicher Zeit in zwei Zweige gespalten hätte. Und wirklich lassen sich für diese Annahme eine Reihe von Gründen ins Feld führen. Allein die neuere Sprachforschung, ausgehend von den litauischen Gelehrten Jaunius und Buga, erklärt diese Annahme für unrichtig und tritt für die volle Selbständigkeit des Baltischen ein. Immerhin scheint die Frage noch nicht so weit geklärt zu sein, daß ein endgültiges Urteil gefällt werden könnte.

Der litauische Zweig der baltischen Sprache zerfällt heute in zwei Gruppen, das im Westen gesprochene Niederlitauische und das im Osten herrschende Oberlitauische. Beide Gruppen zerfallen natürlich wieder in mehrere Dialekte, die aufzuzählen hier zu weit führen würde. Die Grundlage der litauischen Schriftsprache bildet das Oberlitauische.

Das Litauische ist für den Sprachforscher deswegen von höchstem Interesse, weil es weitaus am besten von allen indogermanischen Sprachen das ursprüngliche Laut- und Formensystem bewahrt hat. Es übertrifft in dieser Hinsicht auch das Griechische und Lateinische bei weitem.

Sehr gut erhalten ist zunächst der Lautstand. Gewiß haben sich auch hier Entwicklungen geltend gemacht, aber sie sind merkwürdig gering im Verhältnis zu denen der übrigen europäischen Sprachen. Dieser Umstand verleiht der Sprache einen gewissen Wohlklang, da die Vokale weder selbst stark abgeschwächt, noch durch Konsonantenhäufungen in ihrer Wirkung gehindert sind. Schön gesprochenes Litauisch erinnert viel an das Altgriechische, es liegt eine glückliche Vereinigung von angenehmer Klangfülle und ernster Würde darin. Die Zischlaute, die z. B. beim Polnischen sofort auffallen, kennt das Litauische viel weniger. Mit der Erhaltung des alten Lautstandes steht in Zusammenhang der bewegliche Wortakzent. Die Betonung ist nicht an eine bestimmte Silbe gebunden, sondern sie wechselt. In der Flexion z. B. spielt der Akzentwechsel eine sehr wichtige Rolle und bietet eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit für das Erlernen der Sprache. Durch diesen Wechsel des Wortakzentes waren natürlich die Vokale viel besser vor Abschwächung geschützt, als dies z. B. in den germanischen Sprachen mit ihrem Prinzip der Wurzelbetonung der Fall ist.

Mannigfaltig und interessant ist aber das Litauische vor allem in seiner Formenlehre. Welch eine Fülle an Abwechslung und uraltem Sprachgut.

Wir treffen da noch eine Deklination mit sieben Kasus, indem neben den vier gewohnten noch ein Vokativ, Instrumentalis und Lokativ

auftreten. Neben dem Singular und Plural hat ſich auch der Dual ungeſchwächt erhalten.

Die 5 Deklinationen, welche die Grammatik unterſcheidet, haben ſtets mehrere Unterabteilungen, ſo daß das ganze Syſtem ein äußerſt kompliziertes wird.

Als Beiſpiel gebe ich die Deklination von dangùs, Himmel (u-Stamm), die etwa dem lateiniſchen Paradigma von fructus entſprechen würde.

	Sing.	Dual	Plural
Nom.	dangùs	dangù	dangus
Gen.	dangaûs	dangû	dangû
Dat.	dangui	dangùm	dangùms
Acc.	dangu	dangù	dangùs
Voc.	dangaû	dangù	dangus
Inſtr.	dangumì	dangum	dangumìs
Loc.	dangujè	danguosè	danguosè.

Wenn im vorliegenden Paradigma kein Akzent vermerkt iſt, füllt derſelbe auf die Naſale m und n. Dieſelben ſind, wie in der indogermaniſchen Urſprache ſehr häufig ſilbenbildend und Träger des Worttones.

Nicht weniger reichhaltig als die Deklination iſt auch die Konjugation. Sie zeigt vier Modi: Indikativ, Optativ, Permiſſiv und Imperativ und drei Genera: Aktiv, Medium und Paſſiv. Die Zeiten entſprechen genau den griechiſchen, indem der Aoriſt zu den übrigen Tempusformen hinzutritt. Doch muß beigefügt werden, daß das Perfekt, Plusquamperfekt und Futur II durch Umſchreibung mit Hilfszeitwörtern gebildet werden. Ein Gleiches gilt auch vom Paſſiv.

Man unterſcheidet vier Konjugationsarten, die aber nur dadurch entſtehen, daß die Endung auf vier verſchiedene Arten mit dem Stamm verbunden werden kann.

Als Beiſpiel diene das Verbum sukù, ich drehe, wovon ich den Indikativ des Präſens und des Aoriſt anführe.

		Präſens	Aoriſt
Sing.:	1.	sukù	sukaû
	2.	sukì	sukaî
	3.	sùka	sùko
Dual:	1.	sùkawa	sùkowa
	2.	sùkata	sùkota
	3.	sùka	sùko
Plural:	1.	sùkame	sùkome
	2.	sùkate	sùkote
	3.	sùka	sùko

Intereſſant iſt auch das Hilfszeitwort bûti, ſein, das in ſeinen Präſensformen ſtark dem griechiſchen εἶναι gleicht. Es lautet in ſeiner ältern Form:

	Sing.	Dual	Plur.
1.	esmì	êswa	êsme
2.	esì	êsta	êste
3.	êsti	êsti	êsti.

Diese wenigen Andeutungen mögen wenigstens einigermaßen den großen Reichtum dieser eigenartigen Sprache dartun. Vergleicht man diese Sprache zum Beispiel mit der englischen, welch ein Gegensatz tritt uns entgegen; auf der einen Seite möglichste Vereinfachung, auf der andern bunteste Mannigfaltigkeit der Formen. Als Weltsprache würde das Litauische sich nicht eignen. Und doch gehen die beiden Sprachen auf den gleichen Stamm zurück, in der indogermanischen Heimat haben sie sich einst getrennt, und dann sind sie einander fremd geworden, die eine ist in die große Welt gegangen und hat das linkische Wesen abgestreift; die andere ist ein vergessenes, aber schönes, unverdorbenes Naturkind geblieben.

3. Die Dichtung der Litauer.

Die Sprache Litauens wurde vorhin ein Naturkind genannt. Noch viel mehr ließe sich das sagen von der litauischen Dichtung. Die Unterdrückung durch Rußland im letzten Jahrhundert und die frühere Abhängigkeit von Polen machten ein kräftiges Aufblühen der litauischen Literatur unmöglich. Erst in neuerer Zeit zeigen sich gute Anfänge zu einer künftigen Entwicklung des litauischen Schrifttums. Aber eines vermochte weder polnische Überlegenheit noch russische Politik zustande zu bringen, die Vernichtung der litauischen Volkspoesie. Wenn auch die Herren auf den Burgen polnisch sprachen und dachten und wenn auch russische Staatsgewalt schwer auf Litauens Wäldern lastete, das litauische Lied erklang weiter in den Hütten des Bauern. Und es ist so eigenartig tief und schön, dieses Volkslied der Litauer, so schlicht und anspruchslos in seinen Formen, so rein und gesund in seinem Gehalt. Wohl gibt es auch Ausnahmen, wo fänden sich solche nicht, aber als Ganzes ist die litauische Volksdichtung der Ausdruck eines edlen, tiefen Volksgemütes. Leidenschaftliche Töne und lautes Wesen sind ihr fremd, der Litauer ist kein Schreier, er ist ein ruhiges Blut, fast zu ruhig möchte es einem dann und wann scheinen. Während der Pole lauter Feuer und Heißblut ist, läßt sich der echte Litauer nur schwer aufregen, er gleicht vielmehr dem ruhigen Deutschen, wenn man überhaupt eine Ähnlichkeit feststellen will. Aber unter dem ruhigen Äußern lebt ein regsamer Geist und vor allem ein tiefes Gemüt, das im Liede seinen Ausdruck findet.

Und zahlreich sind sie, diese Volkslieder Litauens, sie sind ein unerschöpflicher Schatz, ein Reichtum, um den man das Volk beneiden möchte, wenn er nicht dessen letzter Reichtum wäre. Man hat oft behauptet, die Litauer seien ein rohes, unzivilisiertes Volk, und gewiß hat die moderne Kultur nur spärliche Ausläufer in die Bauernhütten am baltischen Meer hinabgesendet. Aber ein wirklich rohes Volk singt nicht so heimelige und zarte Weisen wie die Daina (Volkslied) des Litauers sie aufweist.

Es würde zu weit führen, alle Arten dieses Volksliedes hier besprechen zu wollen. Ich übergehe die historischen Volkslieder, sie sind gering an Zahl und behandeln bloß Ereignisse der neuern Zeit. Litauens große Tage, wo Algirdas und Keistutis die litauischen Heere zum Siege führten, spielen darin keine Rolle.

Ich übergehe auch die Totenklage (Rauda), die zwar alt ist, aber in ihrem Gehalt nicht gerade hoch steht.

Viel schöner und interessanter ist das Volkslied im engsten Sinne, die Daina. In sie hat das Litauervolk seine ganze Seele hineingesungen. Ihr Grundthema ist die Liebe, die Verwandtenliebe und die bräutliche Liebe. Auch die Natur spielt stark hinein, sie fühlt mit, was die Seele des Volkes bewegt, ja es legt selbst seine Gefühle in sie hinein und verkehrt in Kinderart mit ihr. Und die Liebe zur heimatlichen Scholle, wie findet sie einen sinnigen Ausdruck in diesen Liedern; denn der Litauer liebt sein Land. Wenn er auch sonst die personifizierte Gelassenheit ist, sobald er von seinem Volk und seiner Heimat erzählt, da kann er lebhaft werden. Völker, die zum Tod verurteilt waren, tragen diesen Zug stets, sie halten fest an dem teuren väterlichen Boden, den man ihnen nehmen will. So auch der Litauer, seine Lietuva liebt er zart und innig, wie der Schweizer seine Berge.

Zur Beleuchtung des Gesagten teile ich im Folgenden einige Dainos mit. Natürlich gibt die Übersetzung den Reiz des Urtextes nicht entfernt wieder; denn abgesehen davon, daß ein Volkslied sich überhaupt schwer übersetzen läßt, verwendet die litauische Daina das Diminutiv in solchem Maße, daß eine genaue Wiedergabe im Deutschen geradezu lächerlich würde. Im Urtext bekommt das Lied aber gerade durch diese Verkleinerungsformen den Charakter des Traulichen und Zarten, der in der Übersetzung nicht mehr zum Ausdruck gelangt.

Wie schön ist z. B. die Liebe zwischen Mutter und Kind in folgendem Liedchen besungen:

Sie haben mich geheißen
Nach Heidelbeeren gehn;
Ich habe nach den Beeren
Im Walde nicht gesehn.

Ich bin hinausgegangen
Zu meiner Mutter Grab,
Worauf ich mich gesetzet
Und viel geweinet hab. —

„Wer sitzt auf meinem Hügel,
Von der die Tränen sind?"
Ich bins, o liebe Mutter
Ich, dein verwaistes Kind.

Wer wird hinfort mich kleiden
Und flechten mir das Haar?
Mit Liebeswort mir schmeicheln,
Wie's deine Weise war? —

„Geh hin, o liebe Tochter
Und finde dich darein!
Es wird dir eine Zweite
Statt meiner Mutter sein.

Sie wird das Haar dir flechten
Und kleiden dich hinfort;
Ein Jüngling wird dir schmeicheln
Mit zartem Liebeswort.

Und der Stolz des Vaters auf seinen einzigen Sohn, wie findet er einen schlichten, sinnigen Ausdruck im Liedchen „Auf den Bergen":

Auf den Bergen, auf den Hügeln,
Ragt ein buntes Gütchen,
Und das schöne bunte Gütchen
Ist des Vaters Haus.

Vater sitzt und sorgt im Gütchen,
Und erzieht das Söhnchen.
„Hab ich es nur großgezogen,
Rüst ich schön es aus.

Einen Rappen soll es haben,
Bunte, seidne Zäume,
Einen schmucken Reitersattel,
Silberbügel sein.

Zu den blanken Silberbügeln
Kauf ich goldne Sporen.
Prächtig bist du dann gerüstet,
Liebstes Söhnelein."

Natürlich ist es dem litauischen Bauer nicht gestattet, seinen Einzigen in solch glänzender Weise auszustatten. Die Lieder führen uns oft in ein

Traumland, das mit der rauhen Wirklichkeit in seltsamem Gegensatze steht. — Während diese beiden Lieder einfach den Gefühlen der Eltern- und Kindesliebe Ausdruck geben, ist das folgende hübsch durch das Hineinspielen der Natur in die Gefühle der Personen:

Es winkt das glühe Morgenrot,
Es strahlt der Sonne lichter Schein.
Die Mutter neigt voll Schmerz das Haupt:
„Wem gebe ich mein Töchterlein?"

„Ich weiß einen reichen Herrenhof,
Ich weiß ein Haus in Tilsit drin,
Ich weiß ein Gütchen fein und schmuck,
Wo geb ich meine Tochter hin?"

„O Mutter, laß den Herrenhof,
Das Gütchen und das Stadthaus sein,
Nur wo mein Herze ruhen kann,
Nur da laß mich, o Mutter, sein."

Der Lenz lugt hinterm Berge vor,
Die Brüder stehn am Grabesrand:
„O Schwester, sprich ein Wörtlein nur,
Reich uns nur einmal deine Hand."

Sie aber ruht und spricht nicht mehr,
Die weiße Hand ist kalt und tot
Und fühlt nicht mehr der Sonne Schein. —
Es winkt das glühe Morgenrot.

Ein herziges Liedchen wegen des zarten Gefühlsinhaltes ist die Daina vom geschossenen Hasen:

„Schoß mir einen Hasen, als ich ritt zum Wald;
Stoben Häsleins Haare, daß der Wald erschallt."

„Sag mir, lieber Bursche, tatest du das gern,
Daß du schoßt des grünen Waldes freien Herrn?"

„Nicht des Häsleins Haare machen mir große Pein,
Aber seine Kinder irren im Wald allein."

Als Ausdruck der zarten Heimatliebe des Litauers mag eine Daina „Heimweh" angeführt werden:

Ich möchte schlafen, schlafen,
Find keine Ruhstatt hier.
Mein Heimatland, wie ferne,
Könnte ich hin zu dir.

Ich möcht' zur Heimat wandern,
Wo s'Rautengärtlein steht,
Und möcht mich niederlegen
Ins grüne Rautenbeet.

Der Windhauch rührte leise
Die Blumen, die erblühn,
Ich aber schlummre selig
Unter den Rauten grün.

Den hervorragendsten Platz unter den Dainos nehmen indes die eigentlichen Liebeslieder ein. Auf diesem Gebiet ist das litauische Volkslied unerschöpflich reich. Und es ist eine edle, keusche Liebe, die darin besungen wird. Selbst wenn stellenweise ein heikleres Thema angeschlagen wird, geschieht es mit einer gewissen noblen Reserve. Die Liebe wird dem Litauervolke zu einer Art Minnedienst, der ritterliches Gepräge trägt. Auf stattlichem Roß, mit Hut und Sporen geschmückt, kommt der schmucke Bräutigam zur Braut geritten. Diese trägt als Symbol ihrer Jungfräulichkeit den Rautenkranz und einen goldenen Ring. (Die Raute hat bei den Litauern die gleiche Be-

deutung wie bei uns die Myrte.) Sie nimmt die Werbung des Jünglings an und verläßt am Hochzeitstage unter Tränen das liebe Mütterchen und die Stätte ihres Jugendglückes, um ihrem Gatten zu folgen.

Dieses Thema wird nun mannigfach variiert, bald wird das eine, bald das andere Moment mehr hervorgehoben. Ergreifend sind jene Lieder, in denen der Jüngling in den Krieg zieht und dort fällt, worauf dann sein treues Schlachtroß die bittere Kunde der Geliebten bringt oder ein Rabe ihr den Brautring zuträgt.

Einige Beispiele mögen auch hier das Gesagte beleuchten. Anschaulich wird der ganze Hergang der Werbung im folgenden, künstlerisch nicht gerade hervorragenden Liede geschildert:

Werbung.

Hoch auf dem Berge dort, unter der Eiche,
Pflanzte mein lieber Schatz Mütterchens Lein.
Tridrala, tridrala, tridrala,
Pflanzte mein lieber Schatz Mütterchens Lein.

„Grüß dich Gott, grüß Gott, herzliebes Mädchen,
Ich werde helfen dir ziehen den Lein."
Refr. (nach jeder Strophe.)

„Heb dich weg, geh nur fort, du kecker Knabe,
Brauch dich nicht, hilft mir doch mein Schwesterlein."

„Nur nicht so spröde gleich, herzliebes Mädchen,
Frug deinen Vater schon, der gab dich mir.

Hab bei dem Vater gegessen, getrunken,
Dich und den bunten Schrein schenkte er mir."

„Nun dann komm Donnerstag, Donnerstag morgen,
Will mich bedenken, vielleicht folg ich dir".

Donnerstag stolz zu Roß kam er geritten.
„Gib mir fürs Rößlein Platz, nimm diesen Ring."

„Treib du dein Rößlein nur fröhlich zur Brache,
Wirf in den Sumpf hinein das goldne Ding.

Mag dann dein braunes Roß wiehern im Brachfeld,
Rosten im Sumpfe der goldene Ring.

Doch du kannst Sonntag früh noch einmal kommen,
Will mich noch einmal besinnen. Vielleicht folg ich dir."

Als nun der Sonntag kam, ritt er noch einmal,
Hatte ihr Herzlein sie endlich erweicht.

„Mög nun dein Ringlein mir glänzen am Finger,
Spreng in den Hof dein Roß, fröhlich und leicht."

Ergreifender und tiefer ist die treue Liebe in einem andern von Chamisso übersetzten Liede erfaßt:

Treue Liebe.

Es schallten muntre Lieder
Hell durch den Fichtenwald.
Es kam ein muntrer Reiter
Zum Försterhause bald.

Frau Muhme, guten Morgen!
Wo bleibt die Liebste mein?
Sie lieget krank zum Sterben
Im obern Kämmerlein.

Er stieg in bittern Tränen
Die Treppe wohl hinauf;
Er hemmte vor der Türe
Der Liebsten seinen Lauf.

„Herein, herein, Geliebter,
Zu schmerzlichem Besuch!
Die heim du holen wolltest,
Deckt bald das Leichentuch.

Sie ſchläft in engem Sarge,
Drauf liegt der Myrtenkranz;
Du wirſt nicht heim ſie führen,
Nicht bei Geſang und Tanz.

Sie werden fort mich tragen
Und tief mich ſperren ein;
Du wirſt mir Tränen weinen
Und eine andre frein." —

„Die du mich nie betrübet,
Du meine Zier und Luſt,
Wie haſt du jetzt geſchnitten
Mir ſcharf in meine Bruſt!"

Drauf ſahen zu einander
Die beiden ernſt und mild,
Verſchlungen ihre Hände,
Ein ſchönes, bleiches Bild.

Da ſchied ſie ſanft hinüber;
Er aber zog zur Stund'
Das Ringlein ſich vom Finger
Und ſteckts in ihren Mund.

Ob er geweinet habe,
Als ſolches iſt geſchehn? —
Ich ſelber floß in Tränen,
Ich hab es nicht geſehn.

Es gräbt der Totengräber
Ein Grab und noch ein Grab;
Er kommt an ihre Seite,
Der ihr das Ringlein gab.

Einen ähnlichen Gedanken behandelt eine Daina: „Ins Feld will der Knabe hinaus":

Zum Kampf will der Knabe hinaus,
Schwerkrank liegt ſein Liebchen zu Haus.
Steh auf, mein Mädchen,
Mein liebes Herzchen!
Ruhteſt du noch nicht aus?

Da legt man ſein Lieb auf die Bahr!
Iſt's ein Trugbild oder iſt's wahr?
Steh auf ꝛc.
Man legt in den Sarg ſie hinein,
Er meint, es könne nicht ſein.

Steh auf ꝛc.
Schon trägt man die Gaſſe ſie her.
Der Knabe glaubt's nimmermehr.
Steh auf ꝛc.
Man ſenkt in die Gruft ſie hinein.
Er meint, es könne nicht ſein.
Steh auf ꝛc.

Schon rieſelt der Sand auf die Maid,
Nun glaubt er's und ruft in Leid:
„Möcht mit dem Schwert
Das Haupt mir ſpalten,
Ruhen an ihrer Seit!"

Noch möge ein letztes Liedchen „Abſchied" folgen, ein Soldatenlied, einfach und doch ergreifend:

O ſieh, lieb Mädchen, wer kommt dort näher und iſt im Hofe ſchon?
Das ſind Soldaten, ſind Offiziere, zu werben Vaters Sohn.
Goldgelbe Haare, kirſchrote Wangen hat Vaters Söhnelein.
Als er ins Feld zog, erſchollen luſtig der Vöglein Melodein.
Wer ſteht zur Seit' ihm? Das junge Mädchen. Es weint und ſchluchzet laut.
O weine nimmer, ich ſchreib ein Brieflein an dich, geliebte Braut.
Ich ſchreib den Namen, du trautes Mädchen, in deinen Brief hinein.
Kehr ich nicht wieder, bringt dir den Brief dann mein ledig Rößelein.
Den klebſt vielleicht du in eine Truhe, mein Lieb, und denkſt an mich.
Und wenn du wieder auftuſt den Deckel, ſo weinſt du bitterlich.

Dieſe wenigen Beiſpiele mögen einigermaßen den hohen ethiſchen und künſtleriſchen Wert des litauiſchen Volksliedes veranſchaulichen. Ich brauche nicht zu ſagen, daß nicht alle Lieder auf gleicher Höhe ſtehen, aber es findet ſich in dieſem Liederſchatz ſo viel Schönes, daß man nicht ohne aufrichtige

Bewunderung dieſen Weiſen lauſcht. Wie wohltuend berührt einen darin vor allem die ernſte, edle Auffaſſung der Liebe, gegenüber den Perverſitäten moderner Kunſtlyrik. Und was dieſe Liedchen erſt recht wertvoll macht, iſt der Umſtand, daß ſie wirklich noch geſungen werden. Das Litauervolk, beſonders das junge, iſt ſangesfroh wie wenig andere. Am Abend nach des Tages Mühen, bei frohen Feſten, ja auf dem Felde bei der Arbeit ſelber erklingt die **Daina**. Und immer noch entſtehen neue Lieder, die ſchöpferiſche Kraft des Volksgemütes iſt noch nicht erloſchen. Möge ſie weiter ſchaffen im alten Geiſte! Ein Volk, das ſo ſchöne Lieder ſingt, iſt ein geſundes Volk.

Es erübrigte nun noch, einiges zu ſagen über die Kunſtdichtung der Litauer. Ich kann mich kurz faſſen; einerſeits kenne ich davon nur wenig aus eigener Lektüre, und anderſeits ſteht die Entwicklung dieſes Zweiges der Literatur erſt in ihren freilich vielverſprechenden Anfangsſtadien. Zu nennen wären nebſt liturgiſchen Büchern die Dichtungen des katholiſchen Prieſters Chriſtian Duonelaitis (1714—1780). Sein Hauptwerk iſt ein Gedicht über die vier Jahreszeiten, worin er, ein Vorläufer unſeres Klopſtock, den Hexameter gebraucht.

Duonelaitis iſt aber eine vereinzelte Erſcheinung. Die mißliche Lage des Volkes ließ eine fruchtbare literariſche Tätigkeit nicht aufkommen. Erſt in neuerer Zeit macht ſich ein ſchaffensfrohes literariſches Leben bemerkbar, die Grundlagen desſelben habe ich am Schluß des hiſtoriſchen Überblickes gegeben. Ich nenne unter andern den Biſchof Baronas, der volkstümliche Dichtungen ſchuf, den Erzähler Kurdika, der auch die litauiſche Nationalhymne „**Lietuva tevyne**“ (Litauen iſt unſer Vaterland) verfaßte, endlich die Dramatiker Guſchutis, Retorakis und Vidunas.

Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß litauiſche Stammesangehörige das polniſche Schrifttum bereicherten. So iſt z. B. der berühmte polniſche Nationaldichter Mickewicz ein begeiſterter Litauer.

Mit dieſen trockenen Notizen über Litauens Kunſtliteratur ſchließe ich meine Ausführungen. Mögen die Hoffnungen, welche in dieſen neueſten Dichtungen ausgeſprochen ſind, ſich erfüllen. Die Litauer haben lange zu den Vergeſſenen und Unterdrückten gehört und haben dabei doch viel geſunde Volkskraft bewährt. Wenn dieſem Volke aus dem grauſem Morden der Gegenwart eine beſſere Zukunft erwachſen würde, ſo hätte der Krieg wenigſtens einigermaßen bewieſen, daß er nicht bloß niederreißen und zerſtören, ſondern auch aufbauen und alte Rechte ſchützen kann.

Troia = Mykenä = Kreta.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B.

(Schluß)

7. Die Kulturträger.

Mit den Dorern nannte ich hier zum erstenmal einen bestimmten Volksstamm. Das führt mich auf die am meisten umstrittene der hier zu behandelnden Fragen: Wer waren die Träger der kretisch-mykenischen Kultur? So interessant das Problem ist, ich muß mich damit begnügen, aus dem bunten Wirrwarr der sich widersprechenden Ansichten und Aufstellungen dasjenige herauszusuchen und in großen Zügen zusammenzustellen, was nach dem heutigen Stande der Forschung am ehesten Aussicht hat, allmählich allgemeine Anerkennung zu finden.

Die ursprünglichen Bewohner Griechenlands waren vermutlich an der nördlichen Küste des ägäischen Meeres nichtgriechische „Pelasger", im Süden und auf den Inseln Karer und Lykier, die, weder semitischen noch ägyptischen noch indoeuropäischen Blutes, zur sog. kleinasiatischen Rasse gehörten. Diese Karer sind also als die Begründer der ältern Kultur auf Kreta anzusehen, sie haben wohl auch die kyklopischen Mauern von Tiryns aufgetürmt.

Um die Wende aber vom dritten zum zweiten Jahrtausend v. Chr. begannen vom Norden her griechische Stämme, zuerst, wie es scheint, Jonier, dann die achäischen Aeoler, die Gebiete nördlich und südlich vom korinthischen Meerbusen zu besetzen. Die Jonier bewohnten in der Folge besonders Attika, Euboea und die südwestliche und südöstliche Halbinsel des Peloponnes. Die Aeoler setzten sich im spätern Thessalien, in den nördlichen und mittlern Teilen des Peloponnes und in der Argolis fest. Sie waren wahrscheinlich schon vor der Kamareszeit in Mykenä und übernahmen von den karischen Kretern (den homerischen „Eteokretern"?) die Kultur, der sie dann durch Vermischung und Verarbeitung mit den stammeseigentümlichen Elementen eine eigene Prägung gaben. Um 1400 drangen sie auch auf Kreta selbst über, zertrümmerten die jüngern Paläste in Knossos und Phästos und wurden die Träger der spätminoischen-spätmykenischen Kunst, die der kretischen Glanzzeit gegenüber einen Niedergang bedeutet, aber eine außerordentlich weite Verbreitung gewann.

Dieser Einbruch der achaischen Aeoler auf Kreta hängt vielleicht schon mit der neuen Bewegung auf der Balkanhalbinsel zusammen, die als die „Dorische Wanderung" bekannt ist. Ihr Beginn wird zwar z. B. von Drerup erst in das 13. Jahrhundert v. Chr. gesetzt, allein sie vollzog sich jedenfalls in mehreren Vorstößen, die zeitlich weit auseinander liegen können, so daß der angedeutete Zusammenhang nicht als durchaus unmöglich erscheint. Es waren wieder verschiedene griechische Stämme, die von Nordwesten her sich südwärts ergossen. Die Thessaler strömen von Epirus aus in die östlichen Landstriche, die nun nach ihnen benannt werden. Ein anderer Stamm fällt in Mittelgriechenland ein und gibt Böotien den Namen. Die Dorer selbst

werfen sich teils über den Isthmus, teils über Akarnanien und Aetolien auf die Küsten des Peloponnes. Sie eroberten allmählich einen großen Teil von Griechenland, — Korinth, Megara, Argos, Messenien, Lakedämon erscheinen in der historischen Zeit als völlig dorisch. Sie dringen dann auch über die Inseln Kreta, Thera, Melos, Rhodos usw. vor und machen erst im südwestlichen Zipfel der karischen Küste halt. Wo sie hingelangten, mußte die kretisch-mykenische Kultur unter ihrem Druck ersticken, doch wurden sie anderseits der Hauptfaktor für die politische Gestaltung des historischen Griechenlandes.

Der Einbruch dieser Nordweststämme hatte eine eigentliche Völkerwanderung zur Folge. Denn wenn sie auch die alteingesessenen Bewohner manchen Ortes unterjochten — wir begegnen solchen Unterworfenen in den Heloten Spartas, den thessalischen Penesten usw. —, so gelang es doch dem größten Teile der Überfallenen, sich zu flüchten. Die thessalischen Aeoler landeten nach längern Zwischenstationen im nordwestlichen Kleinasien, eine der späteren Siedelungen auf dem Hügel Troias geht auf sie zurück (etwa im 7. Jahrh. v. Chr.); die südlich gelegenen Jonier und Achaier zogen, wo sie nicht, wie in Attika und Euböa, unbehelligt blieben, den früher vor ihnen gewichenen Karern und Lykiern über die Inseln nach und schoben sie, überall die nachdrückenden Dorer hinter sich, gegen Ägypten und das südliche und mittlere Kleinasien vor sich her. Daraus erklären sich die ägyptischen Berichte über den jahrhundertlangen Kampf der Könige der 19. und 20. Dynastie, namentlich Ramses II. (1296—1230, nach Fimmen), Merneptah (1230—1220) und Ramses III. (1198—1167), mit den „See"- oder „Inselvölkern". Die ägyptischen Inschriften und bildlichen Darstellungen nennen als solche Völker die Dardeny, Jevana, Turuscha, Schardana, Aquaivascha, Pulasata, Takkara usw. Man will in diesen Namen die Dardaner, Jonier (biblisch: Javan, assyrisch: Javanu und Jaavnaai), die kleinasiatischen Tyrsener, die Sarden, Achaier, Philister und Teukrer wiedererkennen. Natürlich stießen die Ankömlinge bei den mächtigen ägyptischen und vorderasiatischen Völkern vielfach auf starken Widerstand und wurden gezwungen, nach Westen auszuweichen. So gelangten die Turuscha nach Italien, die Schardana nach Sardinien, — das erklärt das Vorkommen jener kretisch-mykenischen Denkmäler im Westen, die nicht auf Import zurückgeführt werden können —, ein Teil der von Kreta geflohenen Achaier ließ sich auf Zypern nieder, wohin die kretisch-mykenische Kultur in der Tat am spätesten hingelangt zu sein scheint und wo sie sich auch am längsten erhielt, bis sie der gräko-phönikischen Mischkultur weichen mußte. Sicher ist übrigens von diesen Erklärungen der Völkernamen nur die Gleichstellung Pulasata-Philister. Schon die hl. Schrift bezeugt, daß die Philister von Kaphtor, d. h. Kreta (ägyptisch Kefiu) hergekommen sind (I. Mos. 10, 14; V. Mos. 2, 23; Amos 9, 7). Ihnen gelang es, sich an der Küste im Süden Syriens festzusetzen, — auf sie geht auch der Name Palästina zurück —, während die Teukrer (Takkara) sich nördlich von den Philistern angesiedelt haben sollen.

Durchaus unklar ist die Stammeszugehörigkeit der Vertreter der

„troianiſchen“ Kultur; indes wird allgemein zugegeben, daß die Bewohner der homeriſchen Stadt, Troia VI, indogermaniſche Phryger waren.

8. Homeriſches.

Ich verlaſſe dieſes dunkle Gebiet, um nach einem Blick auf die wichtigſten Dienſte, welche die homeriſchen Epen der Geſchichtswiſſenſchaft geleiſtet, meinen Vortrag zu ſchließen.

Ihr erſtes grundlegendes „Verdienſt“ beſteht darin, daß ſie die Anregung zu den beſprochenen Ausgrabungen gegeben haben. Ihnen allein verdanken wir es in erſter Linie, daß die reiche Kultur eines vollen Jahrtauſends, das bis dahin im tiefſten Dunkel lag, ans Licht gezogen worden iſt, infolgedeſſen weitgreifende Zuſammenhänge nachgewieſen, zahlloſe Fragen, denen man noch vor zwanzig Jahren ratlos gegenüberſtand, gelöſt, ebenſo zahlreiche Probleme überhaupt erſt geſtellt und die jetzt überall ſo erfolgreich mit dem Spaten betriebene Forſchertätigkeit ins Leben gerufen wurde. Zu den Ausgrabungen in Troia und Mykenä im beſondern hat die Ilias nicht bloß den Anſtoß, ſondern auch die engere geſchichtliche Deutbarkeit gegeben, beide Epen bilden überdies eine wertvolle Quelle für die Kenntnis der griechiſchen Vorzeit wie weſentlich ſpäterer Perioden — auf den Nachweis im einzelnen kann ich mich hier leider nicht einlaſſen, es würde den Umfang dieſer Arbeit übermäßig ausdehnen. Auch auf die Methode der Geſchichtsforſchung haben ſie bedeutungsvoll eingewirkt. Vor kurzem noch wurde der Grundſatz aufgeſtellt: Überlieferungen ſind nicht als Geſchichte, ſondern als bloße Sage ohne hiſtoriſchen Wert zu betrachten, ſo lange nicht der Beweis geführt iſt, daß die überlieferte Erzählung geſchichtlich iſt oder wenigſtens einen geſchichtlichen Kern enthält. Nachdem nun aber die Mitteilungen des Epos und der älteſten griechiſchen Überlieferung durch die Ausgrabungen auf mykeniſchem und kretiſchem Gebiet als im Kern zutreffend erwieſen worden ſind, muß fortan jede Tradition, die ſich bei einem Volk über deſſen eigene Vorgeſchichte, wenn auch in ſagenhafter Geſtalt und Umkleidung erhalten hat, bis zum Beweiſe des Gegenteils als im Kern hiſtoriſch angeſprochen werden (Lehmann-Haupt).

Das hat natürlich in erſter Linie eine günſtige Rückwirkung auf die Beurteilung des hiſtoriſchen Wertes der homeriſchen Epen ſelbſt ausgeübt. Erſt ſeitdem ſich immer unwiderſtehlicher die Erkenntnis aufdrängt, daß die mykeniſche Kultur den tatſächlichen Hintergrund der unſterblichen Geſänge Homers bildet, daß der troianiſche Krieg ein wirkliches Ereignis geweſen, daß die Schilderungen des Dichters von der Macht der Skamanderſtadt, vom Goldreichtum Mykenäs und Ilions, von der kulturellen Bedeutung Kretas, vom Leben und Treiben der von ihm geſchilderten Menſchen uſw. in den Ausgrabungen ihre monumentalen Belege erhalten haben, erſt ſeither fängt man an, „den Dichter wieder ernſt zu nehmen“ und, wo man bislang nur den Gebilden einer reichen Phantaſie gegenüberzuſtehen wähnte, an Tatſachen zu glauben. Und ſo können wir denn in viel tieferem Sinne als die Zeiten vor uns das Dichterwort uns aneignen:

„Und die Sonne Homers, ſiehe, ſie lächelt auch uns.“